

NORDEUROPA

forum

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK, WIRTSCHAFT UND KULTUR • NEUE FOLGE

Sven Jochem | Die Reichstagswahl 2006
Eine Zäsur in der schwedischen
Parteiengeschichte

Eva Simonsen | Into the open - or hidden away?
The construction of war children
as a social category

Ruth Meyer-Gohde | Dänemarks wirtschaftspolitische
Reaktion auf die Besetzung des
Landes 1940/41

2 | 2006

Herausgeber: Bernd Henningsen, Thorsten Nybom, Stephan Michael Schröder, Reinhold Wulff

Chefredakteur: Jan Hecker-Stampehl

Chef vom Dienst: Johannes Freund

Redaktion: Izabela Dahl, Krister Hanne, Juliane Kläring, Hendriette Kliemann-Geisinger, Marie Krüger, Carsten Schymik, Antje Wischmann, Tommi Vollmann

Wissenschaftliche Mitarbeit: Sten Berglund (Örebro/Berlin), Norbert Götz (Stockholm/Greifswald), Jörg Hackmann (Greifswald), Paul D. Holtom (Glamorgan), Helge Høibraaten (Trondheim/Berlin), Uffe Jakobsen (Kopenhagen), Ella Johansson (Lund/Stockholm), Einhart Lorenz (Oslo), András Masát (Berlin/Budapest), Henrik Meinander (Helsinki), Kazimierz Musial (Gdansk), Klaus Petersen (Odense), Jan Rüdiger (Berlin), Mai-Brith Schartau (Stockholm), Henrik Stenius (Helsinki), Øystein Sørensen (Oslo), Stefan Troebst (Leipzig), Ralph Tuchtenhagen (Hamburg), Gert-Rüdiger Wegmarshaus (Tartu), Henry Werner (Berlin), Uffe Østergaard (Kopenhagen/Aarhus)

Die *Neue Folge* erscheint zweimal jährlich in elektronischer Form auf dem edoc-Server der Humboldt-Universität zu Berlin und hat einen Umfang von etwa 100 Seiten. Redaktionssitz ist am Nordeuropa-Institut der Humboldt-Universität zu Berlin. Ein internationaler wissenschaftlicher Beirat unterstützt die Redaktion bei der Auswahl und Bewertung der Beiträge. Über die Veröffentlichung von Manuskripten entscheiden Herausgeber und Redaktion auf der Grundlage eines externen Gutachtens in einem anonymisierten Verfahren. Für unverlangt eingesandte Manuskripte können wir leider keine Haftung übernehmen.

The *Neue Folge (New Edition)* appears twice yearly in electronic form on the edoc-Server of the Humboldt-Universität zu Berlin and has an extent of 100 pages. The editorialship is based at the Nordeuropa-Institut of the Humboldt-Universität zu Berlin. An international scientific committee supports the editors with the selection and evaluation of contributions. The decision to publish manuscripts is made by the publisher and the editors upon the basis of external expert opinion in an anonymous procedure. We are unfortunately not able to take any responsibility for non-commissioned manuscripts sent to us.

NORDEUROPAforum

Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

16. Jahrgang (9. der N.F.)

ISSN 1863-639X

Redaktionsanschrift: NORDEUROPAforum, Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin, Telefon: +49 (30) 20 93-53 96, Fax: +49 (30) 20 93-53 25, E-Mail: Nordeuropaforum@rz.hu-berlin.de oder Johannes.Freund@staff.hu-berlin.de

Homepage: www.nordeuropaforum.de

INHALTSVERZEICHNIS

BEITRÄGE

Sven Jochem

Die Reichstagswahl 2006

Eine Zäsur in der schwedischen Parteiengeschichte 5

Eva Simonsen

Into the open – or hidden away?

The construction of war children as a social category in post-war Norway and Germany 25

Ruth Meyer-Gohde

Dänemarks wirtschaftspolitische Reaktion auf die
Besetzung des Landes 1940/41

51

REZENSIONEN

Hannes Saarinen

Agilolf Keßelring:

Des Kaisers „Finnische Legion“. Die finnische Jägerbewegung im Ersten Weltkrieg
im Kontext der deutschen Finnlandpolitik. 73

Anne Maria Burgmer

Klaus von See und Julia Zernack:

Germanistik und Politik in der Zeit des Nationalsozialismus. Zwei Fallstudien:
Hermann Schneider und Gustav Neckel. 77

Izabela Dahl

Berit Nøkleby:

Kriegsforbrytelser. Brudd på krigens lov i Norge 1940–45. 85

Thomas Wegener Friis

Anne Sørensen:

Stasi og den vesttyske terrorisme. 88

Carsten Schymik

Uffe Ellemann-Jensen:

Fodfejl Da Danmark svigtede under den kolde krig. 92

<i>Kjetil Duvold</i>	
Øyvind Østerud (ed.):	
Norway in Transition: Transforming a Stable Democracy.	96
<i>Lill-Ann Körber</i>	
Christine Frisch:	
Modernes Aschenputtel und Anti-James-Bond. Gender-Konzepte in deutschsprachigen Rezeptionstexten zu Liza Marklund und Henning Mankell.	100
<i>Petra Zobel</i>	
Alexander Trunk, Ari-Matti Nuutila und Vytautas Nekrošius (Hgg.):	
Schiedsgerichtsbarkeit und andere Formen alternativer Streitbeilegung – Erfahrungen und Tendenzen im Ostseeraum.	103
<i>Carsten Wilms</i>	
Max Jakobson:	
Finland – A Lone Wolf	106
<i>Katrin Hecker</i>	
Cornelia Krüger und Frithjof Strauß (Hgg.):	
Tango del Norte. Festschrift für Walter Baumgartner.	108

BEITRÄGE

Die Reichstagswahl 2006

Eine Zäsur in der schwedischen Parteiengeschichte

Sven Jochem

Zusammenfassung

Bei der Reichstagswahl in Schweden am 17. September 2006 wurde trotz günstiger ökonomischer Rahmendaten die sozialdemokratische Minderheitsregierung unter Ministerpräsident Göran Persson abgewählt. Unter Vorsitz des konservativen Regierungschefs Fredrik Reinfeldt führt seither eine bürgerliche Vierparteienkoalition die Amtsgeschäfte. In diesem Beitrag wird sowohl der Wahlkampf als auch das Wahlergebnis analysiert. Es wird die These vertreten, dass eine historische Zäsur in der schwedischen Parteiengeschichte festzustellen ist. Eine Mehrheitsregierung markiert das Ende programmatischer Differenzen im bürgerlichen Lager. Ferner wird argumentiert, dass die neue Regierung kaum einen Generalangriff auf das schwedische Modell unternommen wird. Kleine, aber zentrale Weichenstellungen werden den schwedischen Wohlfahrtsstaat jedoch weiter an kontinentaleuropäische Wohlfahrtsstaaten annähern.

Summary

Sweden is the social democratic model in Europe. Despite good economic conditions, the social democratic minority government under the leadership of Göran Persson lost the election on 17th September 2006. Since then, a four party coalition headed by the conservative Prime Minister Fredrik Reinfeldt is governing Sweden. In this contribution the electoral campaign as well as the electoral result is analysed. It will be shown that there occurred a paradigm shift in Swedish party history. A majority government has managed to overcome the programmatic differences in the bourgeois camp. It is further argued that the new government will hardly change the Swedish model at once. However, small but decisive reform steps will alter the contours of the Swedish welfare state and will make it more similar to welfare states in Continental Europe.

Dr. Sven Jochem vertritt die Professur für Politische Theorie am Politikwissenschaftlichen Seminar der Universität Luzern. Kontakt: sven.jochem@unilu.ch.

Einleitung

Die Wahl zum schwedischen Reichstag vom 17. September 2006 geht als Zäsur in die Geschichte Schwedens ein. Nach zehn Jahren Amtszeit wurde der sozialdemokratische Regierungschef Göran Persson abgewählt, und dies zu einer Zeit, in der die schwedische Ökonomie robuste Wachstumszahlen aufweist und die öffentlichen Haushalte nachhaltig konsolidiert sind. Eine bürgerliche Koalition aus konservativer Partei (*Moderata samlingspartiet*, „Moderate Sammlungspartei“; M), Zentrumspartei (*Centerpartiet*, C), liberaler Volkspartei (*Folkpartiet liberalerna*, FP) sowie christdemokratischer Partei (*Kristdemokraterna*, KD) bestimmt nun über die Zukunft des sozialdemokratischen Modells in Europa. Im Gegensatz zu den instabilen bürgerlichen Minderheitsregierungen zwischen 1976 und 1982 sowie der stabilen, aber ebenfalls aus einer Minderheitsposition heraus agierenden bürgerlichen Koalition unter Carl Bildt (1991–1994) verfügt die Regierung zu Beginn der dritten bürgerlichen Regierungsperiode in der Nachkriegsgeschichte über eine knappe parlamentarische Mehrheit.

Allein dieser Umstand ist historisch betrachtet im Land der Minderheitsregierungen bemerkenswert.¹ Ebenso beachtlich ist jedoch, dass das Muster des schwedischen Parteienwettbewerbs durchbrochen wurde. Während die übermächtigen Sozialdemokraten Schwedens (*Socialdemokratiska arbetarepartiet*, SAP) stets darauf bauen konnten, programmatisch zersplitterte bürgerliche Parteien gegeneinander ausspielen zu können², war es in diesem Jahr eine programmatisch geeinte bürgerliche Allianz (*Allians för Sverige*, „Allianz für Schweden“), die Differenzen im linken Block gekonnt ausnutzte und die SAP gegen die linkssozialistische Linkspartei (*Vänsterpartiet*, V) sowie die Grünen (*Miljöpartiet*, „Umweltpartei“; MP) ausspielte.

Der Göteborger Politikwissenschaftler Bo Rothstein hat die These aufgestellt, dass sich in der Wahlniederlage der SAP der historische „Triumph“ der schwedischen Arbeiterbewegung widerspiegele, da die bürgerlichen Parteien den sozialdemokratischen Sozialstaatskonsens jetzt akzeptiert hätten.³ Diese Behauptung wurde umgehend zurückgewiesen.⁴

¹ Vgl. Strøm, Kaare: *Minority Government and Majority Rule*. Cambridge 1990.

² Vgl. Castles, Francis: *The Social Democratic Image of Society. A Study of the Achievements and Origins of Scandinavian Social Democracy in Comparative Perspective*. London 1978; Esping-Andersen, Gøsta: *Politics Against Markets: The Social Democratic Road to Power*. Princeton 1985.

³ Rothstein, Bo: „Valet en triumf för socialdemokraterna“. In: *Dagens Nyheter*, 20. September 2006.

Somit stellt sich die Frage, inwiefern der Machtwechsel Möglichkeiten für grundlegende Reformen des schwedischen Modells eröffnet. In diesem Beitrag wird die These vertreten, dass Rothsteins Ansatz eher vom Wunsch als von der Empirie getragen wird. Die bürgerliche Koalition konnte den schwedischen Parteienwettbewerb grundlegend verändern. Allein aus strategischen Überlegungen heraus wird sie jedoch kaum zum Frontalangriff auf das sozialdemokratische Modell blasen. Zentrale Weichenstellungen im Bereich der sozialen Sicherung und der Steuerpolitik werden aber die politischen Fundamente des schwedischen Modells nachhaltig verändern; erste Anzeichen hierfür können bereits ausgemacht werden. Der schwedische Wohlfahrtsstaat, so deuten die ersten Reformschritte an, wird noch stärker als bisher seine Einzigartigkeit in Europa einbüßen.

Parteienwettbewerb und Metamorphose des schwedischen Modells

Als in den frühen neunziger Jahren die schwerste ökonomische Krise seit den dreißiger Jahren die Wirtschaft und die öffentlichen Finanzen Schwedens in Schieflage brachte, die Arbeitslosigkeit rasch auf für Schweden ungeahnte Höhen (über 8 Prozent offene Arbeitslosigkeit) empor schnellte und die sozialen Sicherungssysteme in eine Finanzierungs Krise gerieten, schien für viele Beobachter das „goldene Zeitalter“ des schwedischen Modells endgültig vorbei.⁵ Unter Göran Persson als Finanzminister (1994–1996) sowie Ministerpräsident (1996–2006) konnte die sozialdemokratische Regierung allerdings zahlreiche Reformen verbuchen. Rasch wurden die öffentlichen Finanzen konsolidiert, die offene Arbeitslosigkeit halbiert, der Weg hin zu einer der führenden IT-Nationen in Europa geebnet und die sozialen Sicherungssysteme an zentralen Stellen umfassend reformiert. Die schwedische Rentenreform (1994–1998) ist nur eine der in Kontinentaleuropa besonders intensiv rezipierten Sozialreformen.⁶

⁴ „Man måste vara statsvetare för att komma på någonting så dumt“, man müsse schon Politikwissenschaftler sein, um zu einer solch dummen These zu gelangen, war die Replik des Ökonomen Bo Södersten auf Rothsteins Aussage; vgl. Södersten, Bo: „Dum eller stum i samhällsdebatten“. In: *Dagens Nyheter*, 14. Oktober 2006.

⁵ Vgl. Henningsen, Bernd und Bo Stråth: „Die Transformation des schwedischen Wohlfahrtsstaates. Ende des Modells?“. In: *Jahrbuch für Politik* 5 (1995), 221–246; Jochem, Sven: *Die skandinavischen Wege in die Arbeitslosigkeit. Kontinuität und Wandel der nordischen Beschäftigungspolitik*. Opladen 1998; Svensson, Torsten: *Marknadsanpassningens politik. Den svenska modellens förändring 1980–2000*. Uppsala 2001.

⁶ Jochem, Sven: „Konzertierung und Parteienwettbewerb: Das schwedische Modell im Wandel“. In: Ders. und Nico A. Siegel (Hgg.): *Konzertierung, Verhandlungsdemokratie*

Bemerkenswert waren diese Erfolge auch deshalb, weil die Reformen von Minderheitsregierungen durchgeführt wurden. Schon die letzte bürgerliche Koalition unter Carl Bildt (1991–1994) musste parlamentarische Mehrheiten organisieren, zum Teil mit der SAP, zum Teil aber auch mit der damals im Reichstag vertretenen rechtspopulistischen *Ny Demokrati* („Neue Demokratie“, NyD). In der Zeit dieser Regierung wurden erste Konsolidierungsmaßnahmen eingeführt, die Rentenreform angestoßen sowie der schwedische Weg in die Europäische Union geebnet. Die nachfolgende sozialdemokratische Regierung setzte von 1994 bis 1996 bei ihrer harten Sparpolitik (*stålbadspolitiken*) auf die Zusammenarbeit mit Parteien der bürgerlichen Mitte, vor allem der liberalen Partei. Unter dem neuen Ministerpräsidenten Göran Persson schwenkte die SAP-Führung jedoch ab 1996 verstärkt auf eine Kooperation mit der Linkspartei sowie den Grünen um.

Schon der Reichstagswahl 2002 kam eine besondere Brisanz zu. Die konservative Partei, natürliche Widersacherin der SAP in der schwedischen Politik, konnte 1998 mit über 22 Prozent der Stimmen das beste Wahlergebnis seit 1982 erzielen, wohingegen die SAP mit nur 36,6 Prozent auf einen (bis dato) historischen Tiefstand absackte. Obwohl viele Reformen implementiert waren, spiegelten die ökonomischen Kennziffern diese Veränderungen (noch) nicht wieder. Die Zeit schien reif für einen Machtwechsel. Dieser Eindruck bestärkte sich in den Meinungsumfragen bis zum Ende des Jahres 2001, in denen die konservative Partei Werte von über 25 Prozent erreichte.⁷ Unter der Führung von Bo Lundgren profilierte sie sich als kompromisslose Steuersenkungspartei. Im Wahlkampf 2002 aber war der bürgerliche Block – wie gewohnt – programmatisch gespalten. Die konservative Partei dominierte im rechten Lager, ihrer Elite wurde jedoch keine Sympathie von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung entgegengebracht.⁸

Entgegen dem Trend der Meinungsumfragen konnte die SAP die Wahl im September 2002 mit fast 40 Prozent der Stimmen deutlich für sich entscheiden (vgl. Tabelle 1). Einen Einbruch erlitt die konservative Partei, die lediglich 15,3 Prozent der Stimmen er-

und Reformpolitik im Wohlfahrtsstaat. Das Modell Deutschland im Vergleich. Opladen 2003, 271–310; Wintermann, Ole: *Vom Retrenchment zur Krisenreaktionsfähigkeit. Ein empirischer Vergleich der Wohlfahrtsstaaten Schweden und Deutschland 1990–2000.* Wiesbaden 2005.

⁷ Temo väljarbarometer 1979–2003 (http://www.temo.se/Templates/Page___195.aspx, 20. September 2006).

⁸ Vgl. Widfeldt, Anders: „The parliamentary election in Sweden, 2002“. In: *Electoral Studies* 22 (2003), 778–784; vgl. auch Forsgård, Nils Erik: „The Swedish elections 2002“. In: *NORDEUROPAforum* 12 (2002:2), 3–11.

reichte, während ihr noch eine Woche vor der Wahl ein Ergebnis von über 21 Prozent prognostiziert wurde. Für die liberale Partei zahlte sich ihre populistische Profilierung auf dem Gebiet der Einwanderungspolitik aus, sie erlangte 13,3 Prozent der Wählerstimmen und rückte im Wahlergebnis als zweite bürgerliche Kraft nahe an die konservative Partei heran. Die Grünen übersprangen mit 4,6 Prozent knapp die im schwedischen Wahlrecht verankerte Vier-Prozent-Hürde. Insgesamt fiel das Wahlergebnis deutlich zugunsten der drei Parteien im linken Parteienspektrum aus. Mit 33 Sitzen Mehrheit für den Linksblock im Reichstag konnte die SAP sicher regieren.

Der Wahlvorsprung fiel so groß aus, dass die SAP auf eine der kleinen Stützparteien hätte verzichten können. Göran Persson lag jedoch viel an einer weiteren Zusammenarbeit mit beiden Parteien. Allerdings verlangten insbesondere die Grünen im Prozess der Regierungsbildung offen Ministerposten und drängten auf die Einsetzung einer formalen Koalitionsregierung. Nach zähen Verhandlungen, die bis zum Schluss unter dem Schatten eines bürgerlichen Misstrauensantrags standen, konnte die SAP ihre alleinige Regierungsverantwortung letztlich durchsetzen. Sie musste jedoch inhaltliche Zugeständnisse an die Grünen und die Linkspartei machen. Ebenso akzeptierte sie, dass die Zusammenarbeit mit diesen Parteien deutlich stärker institutionalisiert wurde. In der Regierungszeit von 2002 bis 2006 waren stets Vertreter beider Parteien in die tägliche Arbeit der Regierungskanzlei integriert. Somit unterlief die SAP in der vergangenen Legislaturperiode den strategisch offenen Modus des Regierens in Minderheitsposition und legte sich auf eine strikte Zusammenarbeit mit den beiden kleinen Linksparteien fest.⁹

Die Niederlage der konservativen Partei bei der Reichstagswahl 2002 führte zu personellen Konsequenzen sowie einer Verkleinerung und personellen Straffung der Parteizentrale. Viele Vertreter der Parteiführung traten nach der Wahl zurück. Der Vorsitzende Bo Lundgren verteidigte sich zwar noch gegen parteiinterne Kritik; auf dem Parteikongress am 25. Oktober 2003 wurde er jedoch von dem neuen Parteivorsitzenden Fredrik Reinfeldt abgelöst. Unmittelbar nach Amtsantritt forcierte der ehemals streng neoliberale Konservative¹⁰ eine vollständige programmatische Umkehr der konservativen Partei. Ähnlich wie *New Labour* in Großbritannien wurde die konservative Partei in

⁹ Ruin, Olof: „Göran Persson måste lämna besked i regeringsfrågan“. In: *Dagens Nyheter*, 3. September 2006.

¹⁰ Für seine Kritik am schwedischen Modell siehe Reinfeldt, Fredrik: *Det sovande folket*. Stockholm 1993.

„Neue Konservative Partei“ umbenannt (*Nya moderaterna*). Das Ziel weitreichender Steuersenkungen ließ die Partei fallen, ebenso wurde die politische Rhetorik insgesamt entschärft. Fredrik Reinfeldt selbst spitzte diese Veränderung in der Aussage zu, die konservative Partei sei jetzt die „neue Arbeiterpartei“.

Die SAP-Regierung konnte keinen Vertrauensvorschuss für sich beanspruchen. Nach der zähen Regierungsbildung lautete der Tenor, dass die Differenzen im linken Lager zu groß seien. Die Skepsis überwog nicht zuletzt deshalb, weil mit der Volksabstimmung zur Einführung des Euro im Jahr 2003 eine mächtige politische Herausforderung bevorstand. Insbesondere die Linkspartei stellte sich strikt gegen eine weitere Integration Schwedens in die Europäische Union, ebenso waren die Grünen mehrheitlich integrations-skeptisch. Die SAP selbst war in dieser Frage gespalten; während die Parteiführung nahezu einstimmig für weitere Integrations-schritte plädierte, lehnten die Basis und mächtige Gewerkschaften einen solchen Schritt mehrheitlich ab.

Dass die Minderheitsregierung der SAP bis zum Ende der Legislaturperiode durchhielt, ist ebenso bekannt wie der Ausgang des EU-Referendums, in dem die schwedische Bevölkerung 2003 mit 55,9 Prozent gegen die Einführung des Euro votierte (bei einer Wahlbeteiligung von 82,6 Prozent).¹¹ Wichtiger als diese Niederlage der SAP-Führung war jedoch die Ermordung der Außenministerin und engagierten Euro-Befürworterin Anna Lindh am 10. September 2003 in der Stockholmer Innenstadt. Nach dem Mord an Olof Palme 1986 wurde erneut ein schwedischer Spitzenpolitiker Opfer eines Attentates in einem Land, in dem die Berufspolitiker wenig Wert auf strikten Personenschutz legen. Anna Lindh war als Nachfolgerin für Ministerpräsidenten Göran Persson ausersehen. Tatsächlich wurde durch dieses Attentat eine fließende Amtsübergabe erschwert, da der „präsidentielle“ Regierungschef¹² Göran Persson, der auf einen kompromisslosen Führungsstil und die Inszenierung seiner Persönlichkeit Wert legte,¹³ keine anderen Führungspersönlichkeiten als fähig für dieses Amt ansah. Mit der Ermordung von Anna Lindh wurde ein geräuschloser Führungswechsel innerhalb der SAP unmöglich ge-

¹¹ Oscarsson, Henrik und Sören Holmberg (Hgg.): *Kampen om euron*. Göteborg 2004.

¹² Zum Begriff des *präsidentiellen Regierens* vgl. Poguntke, Thomas (Hg.): *The Presidentialization of Politics. A Comparative Study of Modern Democracies*. Oxford 2005.

¹³ Göran Persson wurde auf das Kürzel „HSB“ gebracht: „Han som bestämmer“, also „Derjenige, der bestimmt“. Vgl. Andersson, Jan: „Perssons felaktiga strategi bakom partiets valförlust“. In: *Dagens Nyheter*, 4. Oktober 2006.

macht. Insofern stellt auch dies einen wichtigen Grund für die Abwahl von Göran Persson im Jahr 2006 dar.

Während die SAP nach der Ermordung Anna Lindhs von Trauer und einer schwelenden Führungskrise erfasst schien, geschah im bürgerlichen Lager ein historisch zu bezeichnendes Ereignis. Fredrik Reinfeldt veränderte nicht nur die Programmatik der konservativen Partei, er schickte sich auch an, ein Grunddilemma bürgerlicher Politik in Schweden zu beseitigen: die parteipolitische Zersplitterung.¹⁴ Im August 2004 forderte er im sogenannten Vaxholm-Brief die Führungen der bürgerlichen Parteien zu einer stärkeren Zusammenarbeit und einer gemeinsamen Wahlplattform auf, was im Frühling 2005 zur Vereinbarung von Bankeryd und zur erstmaligen Zusammenarbeit aller großen bürgerlichen Parteien führte.

Die „Allianz für Schweden“ hatte nur ein Ziel: den Machtwechsel 2006.¹⁵ In Arbeitsgruppen wurden zentrale Bereiche wie Wohlfahrt, Wirtschaft, innere Sicherheit und Außenpolitik ausgehandelt. Zwar wurden die notorischen Streitpunkte im bürgerlichen Lager keineswegs alle gelöst, zum Teil erfolgte eine Kaschierung weiterhin bestehender Differenzen. Es gab aber auch Annäherungen und Innovationen: Die konservative Partei¹⁶ schraubte ihre radikalen Steuersenkungspläne zurück, die Christdemokraten formulierten ihre wertkonservativen Forderungen zurückhaltender, die Zentrumsparterie schwächte ihr Veto gegen einen weiteren Ausbau der Kernenergie ab, und die liberale Partei verzichtete auf eine aggressive Thematisierung der Einwanderungspolitik. Im Wahlkampf 2006 präsentierten sich die bürgerlichen Parteiführer häufig mit einer Geschlossenheit, die vor dem Hintergrund der Jahrzehnte währenden Querelen mitunter irreal anmutete. Wahlstrategisch versuchte die bürgerliche Allianz zudem in den Kernrevieren der Sozialdemokratie zu wildern: bei der Beschäftigungs- und Wohlfahrtspolitik. Fredrik Reinfeldt brachte es wie folgt auf den Punkt: „Was auch immer die Sozialdemo-

¹⁴ Vgl. Möller, Tommy: *Borgerlig samverkan*. Uppsala 1986.

¹⁵ Die Webseite der bürgerlichen Allianz nennt sich „maktskifte06“, also „Machtwechsel06“ (<http://www.maktskifte06.se>).

¹⁶ Während die Christdemokraten, die Zentrumsparterie sowie die liberale Volkspartei im Wahlkampf 2006 noch eigene Wahlplattformen anfertigten, bestritt die konservative Partei ihren Wahlkampf einzig mit dem Wahlprogramm der bürgerlichen Allianz.

kraten im Bereich der Wohlfahrt, der Schule und der Fürsorge vorschlagen, wir werden mehr vorschlagen“.¹⁷

Die größte Gefahr für die bürgerliche Machtwechselstrategie bestand darin, in eine ähnliche Situation zu gelangen wie zwischen 1991 und 1994, als sich eine rechtspopulistische Protestpartei (*Ny Demokrati*) als Zünglein an der Waage zwischen den Blöcken etablieren konnte. Tatsächlich vereinigten bereits im Jahre 2002 die „Schwedendemokraten“ (*Sverigedemokraterna*, SD) landesweit 76.300 Stimmen auf sich, ohne jedoch in die Nähe der Vier-Prozent-Hürde zu gelangen. Die Schwedendemokraten haben ein genuin rechtspopulistisches Programm: eine verschärfte Immigrationspolitik, eine wohlfahrtsstaatliche Politik zugunsten der Einheimischen sowie eine Ablehnung der europäischen Integration. Im Wahlkampf wurde dieser Partei viel Aufmerksamkeit zuteil, einige Umfragen sahen die Partei bereits nahe der Vier-Prozent-Hürde. Im Ergebnis kam die Partei landesweit schließlich auf 2,9 Prozent. In Skåne, der südlichsten Provinz Schwedens, erreichte sie in einer Kommune ein zweistelliges Wahlergebnis (Bjuvs kommun). Insgesamt fehlten der Partei ungefähr 60.000 Stimmen zum Einzug in den Reichstag.

Erstaunlicherweise gelang es der bürgerlichen Allianz, in der ureigen sozialdemokratischen Frage erfolgreicher Beschäftigungspolitik zu punkten. Mit Nachdruck konnten die bürgerlichen Parteien der Wahlbevölkerung die Notwendigkeit weiterer Arbeitsmarktreformen und einer weiteren Beschäftigungssteigerung vermitteln, während sich die SAP darauf fokussierte, die bisherigen Erfolge zu betonen. Mit diesem strategischen Schachzug stellte sich die bürgerliche Allianz als aktive Reformkraft in der öffentlichen Debatte dar, wohingegen die Sozialdemokraten in die Defensive gerieten.

Der Wahlkampf stand zudem im Zeichen der Tsunami-Katastrophe zum Jahreswechsel 2004/2005. Für schwedische Urlauber war Thailand lange schon zum „neuen Mallorca“ avanciert. Ersten Meldungen zufolge waren insgesamt 2.000 Schweden als vermisst gemeldet.¹⁸ Mit letztlich 543 schwedischen Todesopfern wurden zwar die ersten Befürchtungen relativiert. Während die schwedische Außenministerin Laila Freivalds aber noch nach den ersten Katastrophenmeldungen in die Oper ging und sich Ministerpräsident Göran Persson völlig aus den Regierungsgeschäften zurückgezogen hatte, reagierten andere Länder bereits mit Hilfsmaßnahmen. Insbesondere die finni-

¹⁷ „[V]ad än socialdemokratin föreslår när det gäller vård, skola och omsorg så skall vi föreslå mer.“ Das Zitat entstammt Rothstein 2006, wie Fußnote 3.

¹⁸ Dies hätte in der Relation ungefähr 16.000 bundesdeutschen Urlaubern entsprochen.

sche Regierung reagierte zügiger und mit deutlich stärkerer Präsenz. Das Krisenmanagement der Sozialdemokraten wurde seither intensiv kritisiert und von einer parlamentarischen Kommission heftig verurteilt. Noch nie in der schwedischen Geschichte brandmarkte eine Parlamentskommission die Handlungsweise einer Regierung mit solch scharfen Worten.¹⁹ Die politische Verantwortung übernahm Laila Freivalds erst im April 2006. Kurz vor der heißen Phase des Wahlkampfes trat sie von ihrem Amt zurück.

Im Wahlkampf wurde immer stärker auf die Führungsqualitäten der beiden Spitzenkandidaten abgehoben. Dies entsprach der Strategie der SAP, die von Beginn an Göran Persson in den Mittelpunkt ihres Wahlkampfes stellte. Angeschlagen aber durch die lange Amtszeit, das Missmanagement bei der Tsunami-Katastrophe und den Kauf einer feudalen Landhausvilla im Wert von über 1,3 Millionen Euro geriet Persson zusehends in Missgunst. Auf der anderen Seite gelang es Fredrik Reinfeldt, sich als ein um Ausgleich bemühter Staatsmann zu präsentieren. Insbesondere in den Fernsehduellen unmittelbar vor der Wahl konnte der Spitzenkandidat der konservativen Partei wiederholt den bestimmenden Führungsstil Perssons an den Pranger stellen. Gegen Ende des Wahlkampfes zeigte sich deutlich, dass sich der „präsidentielle“ Regierungsstil von Göran Persson negativ gegen ihn selber richtete, wohingegen der agile Herausforderer Fredrik Reinfeldt einen pragmatischen Stil ohne rhetorische Spitzen pflegte.²⁰

Im Schlusspurt des Wahlkampfes drohte ein Skandal die bürgerlichen Chancen auf einen Wahlsieg zunichte zu machen. Mitarbeiter der liberalen Partei hatten sich Zugang zum zentralen Rechner der Sozialdemokraten verschafft, um dort die Planung des weiteren Wahlkampfes auszuspionieren. Als dies bekannt wurde, erstattete die SAP-Führung Anzeige gegen die liberale Partei. Ein juristischer Prozess mit großer medialer Resonanz prägte die letzten Tage des Wahlkampfes. In dieser Zeit brach die Unterstützung für die FP in der Wählerschaft ein. Der Skandal – nach dem Namen ihres Vorsitzenden Lars Leijonborg in den Medien als „Leijongate“ tituliert – reduzierte zwar das Wahlergebnis

¹⁹ Konstitutionsutskottets betänkande 2005/06:KU8: Regeringens krisberedskap och krishantering i samband med flodvågskatastrofen 2004; vgl. Lewin, Leif: „Ytterkantspolitik ger minskat politikerförakt“. In: *Dagens Nyheter*, 19. September 2006.

²⁰ Vgl. Ruin, Olof: „Perssons ledarstil förvånar“. In: *Dagens Nyheter*, 19. November 2005. Zu einem guten Teil entschieden die Spitzenkandidaten die Wahl. Während über 77 Prozent der M-Wähler Fredrik Reinfeldt als äußerst wichtig für ihre Wahlentscheidung anführten, war Göran Persson nur für ca. 51 Prozent der SAP-Wähler von gravierender Bedeutung; vgl. *Dagens Nyheter*, 18. September 2006.

für die FP; allerdings schwenkten die meisten Sympathisanten der Partei auf andere bürgerliche Parteien, insbesondere die Konservative Partei um.

Die Reichstagswahl 2006: Ergebnisse und Erklärungen

Mit einer im Vergleich zur Wahl von 2002 nochmals leicht angestiegenen Wahlbeteiligung konnte die bürgerliche Allianz den Blockwettkampf knapp für sich entscheiden. Im Parlament besitzt sie einen Vorsprung von 7 Sitzen, was allerdings deutlich geringer ist als die Mehrheit des linken Lagers nach 2002 (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1: Die Wahlentscheidungen 2002 und 2006

	2006		2002	
	Stimmen (%)	Sitze	Stimmen (%)	Sitze
M	26,2	97	15,2	55
FP	7,5	28	13,3	48
KD	6,6	24	9,1	33
C	7,9	29	6,1	22
Bürgerliche Allianz	48,2	178	43,7	158
SAP	35,0	130	39,8	144
V	5,9	22	8,3	30
MP	5,2	19	4,6	17
Linksblock	41,6	171	52,7	191
Übrige	5,7		2,8	
Wahlbeteiligung	82,0		79,1	

Anmerkungen: Bürgerlicher Block: M = Moderata Samlingspartiet (konservative Partei), FP = Folkpartiet Liberalerna (liberale Partei). KD = Kristdemokraterna (christdemokratische Partei), C = Centerpartiet (Zentrumspartei). Linksblock: SAP = Socialdemokratiska Arbetarepartiet (sozialdemokratische Partei), V = Vänsterpartiet (Linkssozialisten), M = Miljöpartiet (Grüne).

Der hohe Anteil der Übrigen entfällt vor allem auf die rechtspopulistischen Schwedendemokraten (2,9 Prozent) sowie die Feministische Initiative (0,7 Prozent). Quelle: Valmyndigheten (Schwedische Wahlbehörde) <http://www.val.se/val/val2006/slutlig/R/rikeroster.html>, 5. und 21. September 2006).

Auch in Schweden nehmen nach Analysen der Wahlforschung die Wählerbindungen an die Parteien in zunehmendem Maße ab. Bereits bei der Wahl 2002 waren 38,1 Prozent der Wähler Wechselwähler, zum Vergleich dazu betrug dieser Wert bei der Wahl im Jahre 1982 erst 19,5 Prozent. Zudem zeigt die schwedische Meinungsforschung, dass insbesondere in der heißen Phase des Wahlkampfes viele Wähler (19,1 Prozent) ihre Wahlabsicht noch ändern.²¹ Die Volatilität der schwedischen Wähler hat 2006 nochmals zugenommen.²²

Interessante Rückschlüsse auf das Wahlverhalten offenbaren die Wählerwanderungen zwischen den Wahlen 2002 und 2006. Wie in Tabelle 2 gezeigt, entschieden sich von den Wählern, die 2002 die Linkspartei gewählt hatten, 2006 nur 53 Prozent erneut für diese Partei. Große Abwanderungen erfolgten in Richtung SAP und MP, aber auch in den Block der übrigen Parteien. Es ist zu vermuten, dass dies insbesondere der Feministischen Initiative zu Gute kam.²³ Die SAP verlor Stimmen sowohl nach links (an V und MP jeweils vier Prozentpunkte) als auch nach rechts. Dass insgesamt acht Prozent der ehemaligen SAP-Wähler zur konservativen Partei wechselten, stellt einen historisch einmalig großen Abwanderungsprozess dar. 2002 zum Beispiel verließen nur zwei Prozent der SAP-Wähler von 1998 „ihre“ Partei in Richtung konservativer Partei. Die Wanderungen von der liberalen Partei (FP) zu anderen Parteien erfolgte innerhalb der bürgerlichen Allianz. Die Erstwähler schließlich gingen zu fast gleichen Teilen zu SAP und konservativer Partei (28 respektive 26 Prozent), hingegen nur zu geringeren Anteilen an die anderen Parteien. Insgesamt liegt der linke Block in dieser Gruppe deutlich vor der bürgerlichen Allianz (50 versus 44 Prozent).

²¹ Holmberg, Sören: *Svenskt väljarbeteende*. Stockholm 2004, 134, 136.

²² Hier wie im Folgenden beziehe ich mich auf Daten der schwedischen Nachwahluntersuchung (Valu 2006), die von den großen Tageszeitungen sowie dem schwedischen Fernsehen publiziert werden (<http://www.svt.se/svt/jsp/Crosslink.jsp?d=56836>, 22. und 23. September 2006).

²³ Diese dezidierte Frauenpartei hatte sich von der Linkspartei abgespalten. Der Rücktritt Gudrun Schymans vom Vorsitz der Linkspartei und ihr Wechsel zur Feministischen Initiative hatte die Linkspartei in eine personelle und programmatische Krise gestürzt, in der sich die Traditionalisten gegen die Modernisierer durchsetzen konnten; vgl. Sjöstedt, Jonas: "Vänsterpartiet måste inse att valet var en katastrof". In: *Dagens Nyheter*, 27. September 2006.

Tabelle 2: Wählerwanderungen, 2002–2006

<i>Wahl 2002</i>	<i>Wahl 2006</i>							
	<i>V</i>	<i>SAP</i>	<i>MP</i>	<i>C</i>	<i>FP</i>	<i>KD</i>	<i>M</i>	<i>Andere</i>
<i>V</i>	53	17	11	2	1	1	4	10
<i>SAP</i>	4	73	4	3	3	2	8	3
<i>MP</i>	8	10	56	9	4	2	5	6
<i>C</i>	1	7	2	65	4	5	13	3
<i>FP</i>	0	5	2	14	42	5	29	2
<i>KD</i>	0	4	1	7	6	58	20	3
<i>M</i>	0	2	0	4	5	5	82	2
<i>Andere</i>	3	13	3	3	4	6	17	51
<i>Leer</i>	5	24	11	8	6	4	28	14
<i>Nichtwähler</i>	8	32	8	5	7	4	25	11
<i>Nicht Wahl- berechtigt</i>	10	28	12	7	8	3	26	7

Anmerkungen: Zu den Parteikürzeln vgl. Tabelle 1.

Quelle: Valu 2006 (<http://www.svt.se/svt/jsp/Crosslink.jsp?d=56937>, 22. September 2006)

Die Gründe für den Wahlausgang müssen noch eingehender analysiert werden. An dieser Stelle sollen jedoch erste Befunde der Meinungsforschung präsentiert werden. Ein erster Aspekt ist die regionale Verteilung der Wahlpräferenzen. Traditionell besitzen die Linksparteien im Norden ihre Hochburgen, die bürgerlichen Parteien im Süden. Auch die Wahl 2006 bestätigte dieses Muster. Allerdings hat sich das relative Gewicht beider Blöcke deutlich verändert. Die bürgerliche Allianz hat in nahezu allen Großstädten Mehrheiten errungen (eine Ausnahme ist hier Göteborg), und die eindeutig links dominierten Kommunen sind im hohen Norden dünner gesät als zuvor. Ein zweiter Aspekt ist der Zusammenhang von Alter und Wahlentscheidung. Hier zeigt sich, dass die konservative Partei über alle Altersgruppen hinweg ähnliche Wahlergebnisse erreichte (die Streuung beläuft sich von 28 Prozent bei den 31- bis 64-jährigen bis zu 25 Prozent bei den Über-64-jährigen). SAP sowie die christdemokratische Partei und die Zentrumspartei haben eine deutliche Überrepräsentation bei den Über-64-

jährigen. Hinsichtlich des dritten Aspekts, der geschlechtsspezifischen Wahlentscheidung, lassen sich für SAP, Linkspartei, liberale Partei sowie christdemokratische Partei ausgeglichene Ergebnisse berichten. Deutlich stärker in der Gunst der Frauen stehen Grüne sowie Zentrumspartei. Die Männer unterstützen hingegen die konservative Partei überdurchschnittlich stark.

Die Art der Beschäftigung als vierter Aspekt offenbart ebenfalls wichtige Gründe für die Wahlentscheidungen. Nicht überraschend hat die konservative Partei in der Privatwirtschaft ihre meisten Wähler, wohingegen sie bei öffentlich Bediensteten schlecht abschneidet (34 Prozent gegenüber 19 Prozent). Bei den übrigen bürgerlichen Parteien ist dieses Verhältnis nahezu ausgeglichen. Ebenso wenig überrascht, dass die Anhängerschaft der Linkspartei vor allem im öffentlichen Sektor groß ist (9 Prozent zu 6 Prozent). Und auch die SAP erreicht eine deutliche Überrepräsentation im öffentlichen Dienst (34 Prozent gegenüber 28 Prozent). Das Wahlverhalten der Mitglieder des Dachverbandes der schwedischen Arbeitergewerkschaften (*Landsorganisation i Sverige*, LO) macht deutlich, wie erfolgreich die bürgerliche Allianz in die Hochburgen der SAP-Anhängerschaft eindringen konnte. Während der Rückhalt der SAP bei den LO-Mitgliedern zwischen 2002 und 2006 um sechs Prozentpunkte sank und nun nur noch 54,4 Prozent beträgt, konnte die konservative Partei bei den LO-Mitgliedern nahezu sieben Prozentpunkte zulegen und ist bei 11,1 Prozent angelangt. Zweifelsohne wählt immer noch die überwältigende Mehrheit der LO-Mitglieder links, die Erfolge für die konservative Partei in diesem Wählersegment sind jedoch bemerkenswert groß ausgefallen.²⁴

Die Verteilung der Ministerien innerhalb der bürgerlichen Allianz konnte zwischen der Wahl und der Regierungsbildung weitgehend aus der öffentlichen Debatte herausgehalten werden. Erst mit der Regierungserklärung von Fredrik Reinfeldt am 6. Oktober wurde die Regierungsmannschaft der Öffentlichkeit präsentiert (Tabelle 3). Als besonderes Überraschungsmoment ist die Ernennung von Carl Bildt zum Außenminister hervorzuheben. Seine Berufung kann als Signal von Fredrik Reinfeldt interpretiert werden, die innerparteilichen Strömungen der konservativen Partei in die Regierungsarbeit zu integrieren.

²⁴ „Fler LO-medlemmar lämnade s“. In: *LO-tidningen*, 18. September 2005 (http://lotidningen.lo.se/?id_site=8&id_item=3596). Es sei bemerkt, dass 2,8 Prozent der LO-Mitglieder für die rechtspopulistische SD votierten. Eine ähnlich starke Unterstützung für diese Partei wird noch von den Erstwählern (2,6 Prozent), den Arbeitgebern (2,3 Prozent) und den Arbeitslosen (3,7 Prozent) berichtet; siehe „Så valde olika grupper“. In: *Dagens Nyheter*, 18. September 2006.

Tabelle 3: Regierungszusammensetzung 2006

<i>Name</i>	<i>Position</i>	<i>Partei</i>
Fredrik Reinfeldt	Ministerpräsident	M
Carl Bildt	Außenminister	M
Maud Olofsson	Wirtschaftsministerin und stellvertretende Ministerpräsidentin	C
Anders Borg	Finanzminister	M
Lars Leijonborg	Bildungs- und Wissenschaftsminister	FP
Cecilia Stegö Chilò / Lena Adelsohn Liljeroth	Kulturministerin, Rücktritt vom Amt am 16. Oktober 2006 / Kulturministerin seit dem 24. Oktober 2006	M
Göran Hägglund	Sozialminister	KD
Mikael Odenberg	Verteidigungsminister	M
Beatrice Ask	Justizministerin	M
Tobias Billström	Einwanderungs- und Asylminister	M
Nyamko Sabuni	Integrations- und Gleichstellungsministerin	FP
Sven Otto Littorin	Arbeitsmarktminister	M
Maria Larsson	Gesundheitsministerin und Ministerin für die sozialen Dienste	KD
Cristina Husmark Pehrsson	Sozialversicherungsministerin	M
Eskil Erlandsson	Landwirtschaftsminister	C
Andreas Carlgren	Umweltminister	C
Mats Odell	Minister für regionale Regierung und Finanzmärkte	KD
Gunilla Carlsson	Ministerin für internationale Entwicklungszusammenarbeit	M
Cecilia Malmström	Europaministerin	FP
Jan Björklund	Schulminister	FP

Maria Borelius / Sten Tolgfors	Handelsministerin, Rücktritt vom Amt am 14. Oktober 2006 / Handelsminister seit dem 24. Oktober 2006	M
Åsa Torstensson	Ministerin für Kommunikation und Infrastruktur	C

*Quellen: The Swedish government (<http://www.regeringen.se/content/1/c6/07/04/86/57f33439.pdf>, 13. März 2007); „Här är Sveriges nya ministrar“. In: *Dagens Nyheter*, 9. Oktober 2006; *Pressmeddelande Statsrådsberedningen*, 24. Oktober 2006 (<http://www.regeringen.se/sb.d/7874/a/71420>).*

Bei der Besetzung der Ministerien fällt auf, dass die konservative Partei mit elf von 22 Kabinettsitzen ihre Hegemonie im bürgerlichen Lager zementieren konnte. Nicht nur von der Zahl her ist diese Partei in der Regierung dominierend, auch die für die Wiederwahl neuralgischen Ministerien – das Außen-, das Finanz-, das Verteidigungs-, das Justiz- sowie das Arbeitsmarktministerium – befinden sich in der Hand der konservativen Partei.

Mit jeweils vier Kabinettsitzen für die Zentrums- und die liberale Partei sowie drei Sitzen für die Christdemokraten wurde ein Proporz angewandt, der der Zentrums- und liberalen Partei ihren Wahlerfolg nicht gänzlich goutiert und die liberale Partei verhältnismäßig überrepräsentiert. Immerhin aber konnte Maud Olofsson als Vorsitzende der Zentrums- und Wirtschaftsministerien die Phalanx der konservativen Ministerien durchbrechen. Ebenso beachtlich ist, dass die Europapolitik mit EU-Ministerin Cecilia Malmström (FP) aus dem Ressort des Außenministeriums unter Carl Bildt herausgelöst und direkt beim Regierungschef Fredrik Reinfeldt angesiedelt worden ist.

Der Auftakt der bürgerlichen Regierung verlief keineswegs unproblematisch. Noch während das erste bürgerliche Budget vorbereitet wurde, deckte die schwedische Presse nach und nach einzelne Skandale verschiedener Minister auf. Insbesondere die Kultur- und die Handelsministerinnen gerieten unter Druck, als bekannt wurde, dass beide über Jahre keine Rundfunkgebühren entrichtet hatten. Letztlich führten diese Vorwürfe in der Öffentlichkeit dazu, dass sowohl Cecilia Stegö Chilò als auch Maria Borelius rasch von ihren Ämtern zurücktraten und von Lena Adelsohn Liljeroth respektive Sten Tolgfors ersetzt wurden. Im Dezember 2006 geriet auch Carl Bildt in die Kritik, der seit Dezember 2001 im Vorstand der Vostok Nafta AG, einer Tochter-AG von Gazprom, beschäftigt war. Er besaß 2000 Aktien und insgesamt 15.000 Optionsscheine dieses Unternehmens. Von Beginn an wurden mögliche Interessenkonflikte aus dieser Vermögensverflechtung des Außenministers in der Öffentlichkeit kritisch

diskutiert. Als Bildt im Dezember 2006 seine Optionsscheine einlöste und einen Gewinn von 4,8 Millionen Kronen realisierte, geriet er in heftigste Kritik. Im Januar 2007 wurde schließlich ein Untersuchungsausschuss eingerichtet, in dem die Interessenverflechtungen des Außenministers untersucht werden.²⁵

Die Regierungserklärung von Fredrik Reinfeldt am 11. Oktober 2006 stellte ein Ziel in den Mittelpunkt: die Schaffung neuer Unternehmen und Arbeitsplätze. Aus der Logik des Wahlkampfes heraus ist dies folgerichtig, und 30 Prozent der Wählerinnen und Wähler erwarten just diese Leistung von der neuen Regierung.²⁶ Wie bereits im Wahlkampf betonte der neu gewählte Regierungschef in seiner Antrittsrede, dass die Sicherung der Vollbeschäftigung durch Steuersenkungen und eine Senkung der Transferleistungen erreicht werden solle. Die Reaktionen auf die Regierungserklärung waren gespalten. Während innerhalb der Arbeiterbewegung der Vorwurf einer neoliberal-konservativen Reformpolitik erhoben wird,²⁷ war dem Verband der schwedischen Arbeitgeber die Regierungserklärung nicht deutlich genug – auch was die geforderte Einschränkung der Arbeitskämpfrechte anbelangt.²⁸ Damit stellt sich die Frage, was von dieser bürgerlichen Koalition an Reformen realistischerweise erwartet werden kann.

Fiasko oder Triumph der Sozialdemokratie?

Die schwedische Sozialdemokratie wurde an der Wahlurne abgestraft. Entschieden wurde dieser Wahlkampf durch die strategische Meisterleistung der bürgerlichen Parteien – allen voran der konservativen Partei –, ihre programmatischen Differenzen erstmals in der Nachkriegsgeschichte einzuebnen. Von einer geeinten Position aus trat die bürgerliche Allianz der SAP reformfreudig entgegen. Dass die bürgerlichen Parteien klassische sozialdemokratische Themen wie Arbeit und Wohlfahrt erfolgreich für sich besetzen konnten, erlaubte ihnen große Erfolge bei traditionell sozialdemokratischen Wählergruppen.

²⁵ Vgl. „Bildt välkomnar utredning av optionsaffärerna“. In: *Dagens Nyheter*, 8. Januar 2007.

²⁶ Vgl. „Väljarnas förväntningar på Fredrik Reinfeldts regering“. In: *Dagens Nyheter*, 4. Oktober 2006.

²⁷ So der ehemalige sozialdemokratische Regierungschef Ingvar Carlsson: „Ingvar Carlsson hittar gammal högerpolitik i nya arbetarpartiet“. In: *LO-tidningen*, 15. September 2006 (http://www.lotidningen.se/?id_item=3567, 9. Oktober 2006).

²⁸ Vgl. die Stellungnahme der organisierten Arbeitgeber Schwedens: „Företagen och jobben avgör regeringens framtid“. In: *Svenskt Näringsliv*, 6. Oktober 2006.

Der Parteienwettbewerb in der schwedischen Verhandlungsdemokratie schwenkt endgültig auf einen Blockwettbewerb um. Schon in der letzten Amtsperiode unter Göran Persson war das Bild einer strategisch offenen Minderheitsregierung getrübt. Die in der Regierungskanzlei institutionalisierte Zusammenarbeit mit den linken Unterstützungsparteien erschwerte die Manövrierfähigkeit der sozialdemokratischen Minderheitsregierung. Die neue Regierung ist mit keinen Verhandlungsnotwendigkeiten über die politischen Blockgrenzen hinweg konfrontiert. Ob die weiterhin vorhandenen programmatischen Differenzen innerhalb der Koalition überwunden werden können, hängt auch von der Integrationskraft von Ministerpräsident Fredrik Reinfeldt ab.

Die bürgerliche Allianz hat nicht nur ihr Wahlziel erreicht, sie könnte auch mit großer Legitimation Reformschritte durchführen. Aus institutioneller und programmatischer Perspektive ist festzuhalten, dass kaum eine andere Regierung der schwedischen Nachkriegszeit bessere Voraussetzungen für einen Politikwechsel hatte.²⁹ Erstens besitzt die Koalition die parlamentarische Mehrheit und kann ohne Verhandlungszwänge mit anderen Akteuren regieren. Zudem ist die SAP als wichtigste Oppositionspartei nach dem Rücktritt Göran Perssons in einer unsicheren Übergangsphase. Zwar hat sich die Partei zu Beginn des Jahres 2007 auf Mona Sahlin als neue Parteivorsitzende verständigt. Als Arbeitsmarktministerin (1990/91) veranlasste diese jedoch den umstrittenen Lohnstopp sowie das gesetzliche Verbot von Arbeitskämpfmaßnahmen, was zu einer Regierungskrise führte und ihr bis auf den heutigen Tag Kritik aus den Reihen der Gewerkschaften einbringt. Der außerordentliche Parteikongress der SAP am 17. und 18. März 2007 wird zeigen, mit welcher Unterstützung die SAP ihre erste weibliche Parteivorsitzende ins Rennen um die Wiedererlangung der Regierungsmacht wird schicken können.³⁰

Zweitens fällt dieser Regierungswechsel in eine Zeit wirtschaftlicher Prosperität. Anders als die bürgerlichen Koalitionen zwischen 1976 und 1982 sowie von 1991 bis 1994 muss die neue Regierung kein von außen aufgedrängtes Krisenmanagement bewältigen. Drittens ist gerade für eine bürgerliche Politik der gegenwärtige wirtschaftliche Rahmen sehr günstig. Steuersenkungen sind insofern möglich, als sie mit einem ausgeglichenen Staatshaushalt in Einklang gebracht werden können. Und es wird

²⁹ Darauf verwies der scheidende Ministerpräsident Göran Persson; vgl.: „Ingen tillträdande regering har haft bättre förutsättningar“. In: *Dagens Nyheter*, 5. Oktober 2006.

³⁰ Vgl. Möller, Tommy: „Mona Sahlin riskerar bli en parentes som s-ledare“. In: *Dagens Nyheter*, 19. Januar 2007.

prognostiziert, dass sich eine weitere Beschäftigungsexpansion einstellen wird. Demnach sollen allein im Jahr 2006 über 80.000 neue Stellen geschaffen worden sein, für das Jahr 2007 erwartet die Arbeitsmarktbehörde gar 90.000 neue Stellen. Eine Beschäftigungsdynamik, wie sie in Schweden während der vergangenen fünfzig Jahre nicht zu beobachten war.³¹

Es ist zu erwarten, dass die bürgerliche Allianz nur ein moderates Umsteuern in der wohlfahrtsstaatlichen Politik durchführen wird. Ihr erstes Ziel lautet, die Steuersenkungen so zu dosieren, dass die Solidität der öffentlichen Haushalte nicht gefährdet wird. Mit dem Herbstbudget 2006 wurden Steuersenkungen im Umfang von insgesamt 42 Milliarden Kronen (4,7 Milliarden Euro) anvisiert. Diese Steuererleichterungen sind insofern haushaltsneutral, als die bürgerliche Koalition Privatisierungserlöse realisieren möchte. Nicht nur die staatliche Fluggesellschaft SAS, auch der Energiekonzern Vattenfall und andere Unternehmen stehen auf der Verkaufsliste.

Im Bereich der Wohlfahrtspolitik ist die erste Hauptreform auf die Arbeitsmarktpolitik gerichtet. Die schwedische Arbeitslosenversicherung ist noch freiwillig und wird von den Gewerkschaften verwaltet. Die bürgerliche Koalition möchte diese Sozialversicherung erstens verstaatlichen und zweitens zur Pflicht für alle Arbeitnehmer machen. Diese Reform wurde bereits 1994 von der Bildt-Regierung verabschiedet, dann aber nach dem Regierungswechsel von den Sozialdemokraten wieder rückgängig gemacht. Zusätzlich sollen die Bezugsdauer des Arbeitslosengeldes zeitlich eng befristet und das Niveau der Lohnersatzleistungen abgesenkt werden. Allein im Jahr 2007 möchte die Regierung damit ca. 3,7 Milliarden Kronen einsparen. Die ebenfalls anvisierte Anhebung der Arbeitnehmerbeiträge zur Arbeitslosenversicherung soll zusätzlich Mehreinnahmen von ca. zehn Milliarden Kronen erbringen. Gleichzeitig lanciert die Koalitionsregierung ein Beschäftigungsprogramm für Langzeitarbeitslose, im Rahmen dessen den Arbeitgebern die Sozialversicherungsbeiträge erlassen werden (*nystartsjobben*). Die kombinierten Effekte dieser ersten Reformschritte stellen unter dem Strich die Beschäftigten besser, die Arbeitslosen hingegen haben mit Einkommenseinbußen zu rechnen.³²

³¹ „Kraftigt ökad sysselsättning väntar enligt AMS“. In: *Dagens Nyheter*, 5. Dezember 2006.

³² „Skattesänkningar för 42 miljarder“. In: *Svenska Dagbladet*, 16. Oktober 2006. Gegen die Reform der Arbeitslosenversicherung klagt die Linkspartei vor dem Verfassungsausschuss (*konstitutionsutskottet*), vgl. „Vi KU-anmäler regeringen om ändringarna i a-kassan“. In: *Dagens Nyheter*, 28. Oktober 2006); die Angestelltengewerkschaft TCO klagt diesbezüg-

In der Gesundheitspolitik strebt die bürgerliche Koalition forcierte Privatisierungen an. Grundsätzlich ist geplant, das Verbot des Erwirtschaftens von Gewinnen im Bereich der Gesundheitsdienstleistungen aufzuheben. Ebenso soll die Regel abgeschafft werden, der zufolge mindestens ein Krankenhaus pro *landsting* (Provinziallandtag) von der öffentlichen Hand betrieben werden muss. Als flankierende Maßnahmen ist vorgesehen, dass in den Regionen private Finanzierungsformen stärker als bisher erlaubt sowie bestimmte Bereiche ganz privatwirtschaftlichen Trägern überlassen werden. Mit diesen Reformen sollen die Wahlfreiheit der Patienten erhöht, die Wartezeiten reduziert und insgesamt die Qualität der Gesundheitsversorgung verbessert werden.³³ In Stockholm wird bereits geplant, den Bereich der Krebsbehandlung sowie die Kindermedizin gänzlich zu privatisieren.³⁴

Die angeführten Beispiele lassen noch keine Rückschlüsse auf den eventuellen Erfolg dieser graduellen Umbaustrategie zu. Sie liefern jedoch Anzeichen dafür, dass die bürgerliche Koalition durchaus das Ziel verfolgt, Grundfesten des sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaates in Schweden zu verändern. Allerdings hat der Dachverband der schwedischen Arbeitergewerkschaften (LO) bereits Widerstand angekündigt, falls die neue Regierung zentrale Errungenschaften des schwedischen Modells aufkündigen wolle. Würde die Absenkung der Lohnersatzleistungen im Bereich der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall oder bei der Arbeitslosenversicherung im Zusammenspiel mit anderen Reformen dahin führen, einen Niedriglohnsektor einzuführen – was die bürgerliche Allianz insbesondere für die Problemgruppen auf dem Arbeitsmarkt tatsächlich anvisiert –, dann sei die LO im Verlauf der Lohnrunden im Frühling 2007 bereit, die „Rechte der Arbeitnehmer“ zu verteidigen. Ein „schleichender Systemwechsel“ in Richtung weiter zunehmender Lohnungleichheit und prekärer Beschäftigungsverhältnisse solle verhindert werden.³⁵

lich vor dem EuGH, vgl. „Vi anmäler a-kasseförslaget till EU“. In: *Dagens Nyheter*, 31. Oktober 2006. Die Klagen werden im ersten Fall mit vermeintlichen Verstößen im schwedischen Remiss-System begründet, im anderen Fall mit vermeintlichen Verstößen gegen die Gleichbehandlung von Frauen und Männern.

³³ Eine Gesamtübersicht der angestrebten Reformen gibt der christdemokratische Sozialminister Göran Hägglund: „Vi avskaffar stopplagen i hälso- och sjukvården“. In: *Dagens Nyheter*, 4. Dezember 2006.

³⁴ „Nya majoriteten vill privatisera cancervården“. In: *Dagens Nyheter*, 7. November 2006.

³⁵ Vgl. Lundby-Wedin, Wanja: „Konflikten följden av nya regeringens politik“. In: *Dagens Nyheter*, 22. September 2006.

Die Gefahr zunehmender Konflikte in den Arbeitsbeziehungen könnte die Regierung tatsächlich in unruhiges Fahrwasser führen, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil die organisierten schwedischen Arbeitgeber (*Svenskt Näringsliv*) die Gewerkschaften in scharfen Worten davor gewarnt haben, demokratische Reformprozesse in Frage zu stellen. Kombiniert wurde diese Warnung mit Forderungen nach stärkeren Senkungen von Steuern und Abgaben.³⁶ Zunehmende Konflikte auf dem Arbeitsmarkt könnten den erst seit 1997 revitalisierten Burgfrieden zwischen Arbeit und Kapital³⁷ vor immense Belastungsproben stellen. Unter den ökonomischen Bedingungen eines wirtschaftlichen Aufschwungs geriete die moderate Lohnpolitik der vergangenen Jahre in Gefahr unterminiert zu werden.

Dass die vier bürgerlichen Regierungsparteien die Grundwerte sozialdemokratischer Regierungspolitik in einem solchen Ausmaße internalisiert haben, wie Bo Rothstein vermutet,³⁸ kann bezweifelt werden. Dem Verfasser dieses Beitrages scheint eher realistisch zu sein, dass moderate Veränderungen in der Steuerpolitik sowie forcierte Privatisierungen im Bereich der sozialen Dienstleistungen mittelfristig bedeutsame Rückwirkungen auf das Modell des schwedischen Wohlfahrtsstaates haben werden. Dieses würde dann noch stärker als bisher seine Einzigartigkeit in Europa einbüßen.

³⁶ „LO:s förfall bådär gott för Sverige“. In: *Svenskt Näringsliv*, 22. September 2006; vgl. „Nu börjar jobbet! Ett manifest för 500.000 nya jobb“. In: *Svenskt Näringsliv*, 18. September 2006.

³⁷ Vgl. Jochem 2003, wie Fußnote 6.

³⁸ Rothstein 2006, wie Fußnote 3.

Into the open – or hidden away?

The construction of war children as a social category in post-war Norway and Germany

Eva Simonsen

Summary

After World War II two groups of children fathered by foreign soldiers were assigned special political functions in the building of a future peaceful Europe. In Norway, the children of German soldiers and Norwegian women and in West Germany, the children of African-American soldiers and German women were constructed as specific categories to be handled in certain ways by state authorities. The Norwegian government, after heated debates, decided that the children were allowed to stay and to be silently and discreetly assimilated into society. In West Germany however, the children begotten to African-Americans came to serve as objects in a national public campaign for international recognition as a democratic state. The two cases demonstrate how social politics for children may serve political purposes, rather than being in the interest of the child.

Zusammenfassung

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde zwei Gruppen von Kriegskindern, deren Väter ausländische Soldaten waren, eine politische Funktion im Aufbau eines friedlichen Nachkriegseuropas zugesprochen. Die Kinder deutscher Soldaten und norwegischer Frauen in Norwegen sowie die Kinder afroamerikanischer Soldaten und deutscher Frauen in Westdeutschland wurden in spezielle Kategorien gruppiert, welche von den staatlichen Behörden auf besondere Weise behandelt werden sollten. Nach hitzigen Debatten entschied sich die norwegische Regierung, den Kindern den Aufenthalt und eine stille und diskrete Assimilation in die Gesellschaft zu ermöglichen. In Westdeutschland hingegen dienten die Kinder der Afroamerikaner als Demonstrationsobjekt in einer nationalen öffentlichen Kampagne für die internationale Anerkennung als demokratischer Staat. Diese beiden Beispiele zeigen, wie Sozialpolitik für Kinder politische Zwecke erfüllen kann, anstatt dem Wohl des Kindes zu dienen.

Eva Simonsen is a researcher in special needs education at the University of Oslo.

Introduction

In the aftermath of WW II there were two countries in Europe where a specific “war child problem” was identified, to be handled on a national level. In Norway children of German soldiers and Norwegian women were constituted as a problem in social categories. In Germany “afrodeutsche Besatzungskinder”, the children of German women and African-American soldiers, were constructed as a similar category. Other formerly occupied countries also had children of foreign soldiers, born during and shortly after the war, but in these countries the children were mostly defined as cases for social welfare, not to be dealt with on a national level.¹

During, and shortly after World War II, about 10 000–12 000 children of Norwegian women and German soldiers were born in Norway.² After 1945, 5 500 children of German women and African-American soldiers were born in West Germany.³ In both groups, children suffered heavily due to their parental background. In both countries, governments and politicians were alarmed and concerned about the upbringing and future of the children. While Norwegian authorities soon decided to pursue assimilation of the children quietly into society, West Germany launched an extensive public campaign in order to make these “Mischlingskinder” (mixed children) accepted and included in society. According to Lemke Muniz de Faria,⁴ the seemingly well intended exposure of the war children category in the German Federal Republic contributed to the perception of them as strangers and thus led to further marginalisation and social exclusion. Opitz et al.⁵ in their book on the history of white racism against Africans in Germany, support this view.

Life experiences of the German-Norwegian war children are, to a great extent, shared by the children of German soldiers and local women in other occupied countries in

¹ Ericsson, Kjersti and Eva Simonsen (eds.): *Children of World War II – the Hidden Enemy Legacy*. Oxford 2005; Thingstad, Else V.: “Beretning fra Semaines internationales d’études pour l’enfance victime de la guerre (S.E.PG) I: Innstilling fra Sosialdepartementet fra Krigsbarnutvalget 9.7.–3.11.1945”. In: Norges Forskningsråd (ed.): *En hvitbok. Utvalgte offentlige dokumenter om krigsbarnsaken*. Oslo 1999, 273–291.

² Olsen, Kåre: *Vater: Deutscher*. Frankfurt am Main / New York 2002, 47–48; idem: “Under the Care of Lebensborn”. In: Ericsson and Simonsen 2005, as footnote 1, 15–52, 24.

³ Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette: *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche “Besatzungskinder” im Nachkriegsdeutschland*. Berlin 2002.

⁴ Ibid.; idem: “Black German ‘Occupation’ Children – Objects of Study in the Continuity of German Race Anthropology”. In: Ericsson and Simonsen 2005, as footnote 1, 249–266.

⁵ Opitz, May et al.: *Showing our colors. African-German women speak out*. Amherst 1992.

Europe.⁶ In this article however, the point is to make a comparison between the “afrodeutschen Besatzungskinder” and the German-Norwegian war children in relation to some specific dimensions not applicable to the other groups.

The first one is the fact that they both were singled out as a group (of “foreigners”) and treated as a national political issue. The purposes of, and ways in which their mental and biological “quality” was to be assessed scientifically, in order to make plans for their future lives, are other aspects. In both countries, the idea was launched to deal with this problem category of children via exposure through official information campaigns. The campaigns aimed at changing people’s attitudes and prejudices towards the children.

While the construction of the children as social problem categories relied upon common ground in both countries, the German case and line of action differed from the non-intervention or “laissez-faire” policy of the Norwegian government. In this article, the discourses involved in constructing the categories are presented. By exploring the argumentation for the two differing strategies of action, it is demonstrated how arguments based on the national interests of the two nations were embedded in the arguments for action in the best interest of the child.

The Norwegian background

Categorising German-Norwegian war children as a social problem relied upon discourses on the national political level, including the authorised scientific concepts and views of professionals within medicine, psychology and education. On a local level, social representations within society and within families constituted the living conditions which resulted in the contemporary life experiences of the war children.⁷ The main emphasis here will be on the construction of a war child category on a national level.

During World War II, the German SS organisation *Lebensborn e.V.* secured a special stronghold in Norway, unlike in other occupied countries.⁸ About 8 000 mothers of children with German fathers were in the care of *Lebensborn*, receiving support and

⁶ Ericsson and Simonsen 2005, as footnote 1.

⁷ Ericsson, Kjersti and Eva Simonsen: *Krigsbarn i fredstid*. Oslo 2005; Ellingsen, Dag: *Krigsbarns levekår*, Oslo 2004.

⁸ Lilienthal, Georg: “*Der Lebensborn e.V.*” *Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik*. Frankfurt am Main 1993; Olsen 2002, as footnote 2.

shelter during pregnancy and birth. After the war, the *Lebensborn* archives soon came into the possession of Norwegian authorities, making it possible to identify, and eventually trace, the majority of German-Norwegian war children.

Both during and after the war, women with relations to Germans and children with German fathers were alike objects of hatred and contempt among large parts of the Norwegian population. Influential groups such as representatives of the Clergy and the exiled Norwegian social democratic party in Sweden had dealt with the “problem” during the war, giving their advice as to how the mothers and children were to be treated.⁹ Post-war, numerous letters to the editors and articles in newspapers indicate a heated climate. Some were heavily in favour of deporting mothers and children to Germany, while others argued for a more humane treatment and upbringing of the children in Norway. Shortly after the end of the war, the Norwegian government in the summer of 1945 established a special committee that was to deal with the future of the children of German soldiers and Norwegian mothers.¹⁰

Why Norway, as the only one of the formerly occupied countries, singled out this group of women and children as a specific target category for this day of reckoning, is still mainly unaccounted for. The impact of the success of the *Lebensborn e.V.* may have been of some importance, but to what extent this fact actually influenced Norwegian public opinion towards the children and their mothers has not been investigated. The Norwegian strategy of bringing the issue into the open on a national level was quite different from the ways, for instance, whereby Danish authorities handled the same group. In Denmark, the paternity of the fathers was systematically concealed by legal means and, indeed, the whole issue was effectively silenced in both the “public and private”.¹¹

Defining the female body as a “combat zone” in war, and punishing female “sexual traitors” after the war, was not uncommon in Europe.¹² An optional explanation may be that Norwegian society perceived the sexual relations between the local women and

⁹ Norges Forskningsråd 1999, as footnote 1.

¹⁰ For a more extensive analysis of the report from the committee see Borgersrud, Lars: *Staten og krigsbarna*. Oslo 2005.

¹¹ Øland, Arne: “Silences, Public and Private”. In: Ericsson and Simonsen 2005, as footnote 1, 53–70.

¹² Virgili, Fabrice: *Shorn Women. Gender and Punishment in Liberation France*. Oxford 2002; Warring, Anette: “War, Cultural Loyalty and Gender”. In: Ericsson and Simonsen 2005, as footnote 1, 35–52.

the German soldiers as a more serious violation of national values and honour than that which was the case in other countries.¹³

After the war, Norwegian women who had been known to have had sexual relations with Germans were punished in various ways, both publicly and privately. An unknown number of women had their hair shorn and were harassed in public.¹⁴ Only a few of the perpetrators were persecuted or sentenced. “They are two good men who during the occupation have shown a good national attitude” was one explanation given by local police for non-prosecution.¹⁵ Immediately after the war, thousands of these women were interned in large camps, officially in order to prevent the dissemination of venereal diseases. Others were imprisoned without any legal procedures, and many lost their jobs. In order to deport the women, in August 1945 Norwegian authorities issued a provisional law on marriage concerning liaisons between Norwegian women and Germans. By marrying a German, the women lost their Norwegian citizenship and were forced to go to West Germany with their babies, many of them to meet with extreme hardship.¹⁶

German-Norwegian war children as a social category

The ambiguities of Norwegian society extant in the construction of the war child category can be followed in the discussions and suggestions made by the aforementioned group of politicians, bureaucrats and professionals. The main dichotomies dealt with, and negotiated, were:

- The mothers: prostitutes and the feeble minded – or ordinary decent girls led astray by love and infatuation?
- The nationality of the children: of German – or Norwegian “blood” and “quality?” Future fifth columnists and fascists – or reliable “Norwegians”?
- The scientific-medical: nature or nurture? The racial or the mental hygienic interpretation/treatment – or both?

¹³ Ellingsen, Dag et al.: *Kvinner, krig og kjærlighet*. Oslo 1995.

¹⁴ Olsen 2005, as footnote 2, 15–52.

¹⁵ Ibid.; Olsen uses this quotation also in: idem: *Krigens barn*. Oslo 1998, 265: “[...] er to greie ungdommar som under okkupasjonen har vist ein fast nasjonal holdning og som det ikkje er noko å seia på.”

¹⁶ Olson 2005, as footnote 2.

- The socio-economic: a future labour force – or a burden to society?
- The legal: a biological father (German) – or a social father (Norwegian)?
- The psychological: a biological mother (the German's "tart") – or a trustworthy substitute mother?

Within the War Child Committee, it was generally agreed that all these open ended questions called for scientific investigation of the mental quality both of the mothers and of their children. While it never actually came to mental testing of the children, some of the mothers were tested for IQ. The results were presented in the main Norwegian papers: Of 310 women who had had relations with German soldiers, and were placed in camps after the war, 9 out of 10 were said to be mentally deficient or feeble-minded.¹⁷ Two years earlier another psychiatrist, Ørnulv Ødegård, who served as an expert adviser to the War Child Committee, had stated that a great proportion of the women were feeble-minded or imbecile.¹⁸ Ødegård based this general diagnosis of the mothers on his impression of some women who were patients at the psychiatric hospital where he worked during the war, who had had relations to Germans. According to Ødegård, about 4 000 of the children were also feeble-minded and/or carriers of defective genes. Altogether, mothers and children constituted a political threat and an economic burden to a future democratic Norway, with their "German blood" and dispositions towards moral deviance and crime.

The Norwegian case of constructing the war child category as a national issue was deeply intertwined with the psychiatric diagnosis of mental deficiency.¹⁹ The war children were not a singular case as far as it concerned linking socially deviant behaviour, or the "wrong" political attitude, with mental deficiency. In Norway, May 1945 was a time of great excitement, joy and hatred, and also of great determination. Three weeks after the war ended, Inge Debes, a prominent labour politician, a judge and head of a

¹⁷ Rasmussen, Augusta: "Det intellektuelle nivå hos 310 tyskertøser". In: *Nordisk Psykiatrisk Medlemsblad* (1947:1), 166–169; "Omtrent alle tyskerjentene var mer eller mindre åndssvake". In: *Arbeiderbladet*, 19th April 1947.

¹⁸ Norges Forskningsråd 1999, as footnote 1.

¹⁹ On a group level the issue of mental deficiency was used for a variety of purposes immediately after the end of the war. Simonsen, Eva: *Vitenskap og profesjonskamp. Opplæring av døve og åndssvake i Norge 1881-1963*. Oslo 2000; Idem: *War children as morally and mentally deficient? – the labelling process*. Paper at the workshop *German – Norwegian War Children – An International Perspective*. Oslo 15th – 17th November 2002.

Parliament committee on social reform in Norway, called for a summit meeting of all nation-wide organisations within social affairs and social work. The purpose of the meeting was to make a request on behalf of all organisations to the Norwegian government in an urgent matter: the need for Norway to establish the medically-based care for the mentally retarded, on a large scale. In comparison to its neighbouring countries, Norway was lagging far behind in dealing with social issues, from a eugenic point of view. According to the Norwegian Secretary of Social Affairs, this lack of eugenic precaution had resulted in Nazism and collaboration: “Had there been suitable institutions for the mentally retarded in Norway before the war, the number of Nazi party members would have been much lower.”²⁰ Inge Debes, the appointed head of the War Child Committee shared this view:

One should think, having in mind what we have just been through, with mentally retarded people acting as prison officers, torturing prisoners, and the many feeble-minded people in the so called hird [Nazi paramilitary forces], and in the Nazi Party, that people all over the country would be more than eager to bring our country out of this [...] medieval state.²¹

Applying the label “mental deficiency” on both mothers and children created specific political and professional dilemmas, but also options for action. The idea of deporting the children was seen as one alternative, both from a national point of view and one argued for as an action in the best interest of the child. Growing up in a foreign country, with no idea of their repulsive background, the children would be spared the scorn and contempt of other children and of their neighbours, which might be the case in Norway. Thus, forecasting a better future for the child, the idea of exporting the children abroad was made more palatable to the Norwegian public with the notion of the children as genetically inferior. Suggestions of sending the children to Sweden for adoption, or to West Germany to live with their mothers or their relatives, were launched both publicly, and in more secretive diplomatic and political circles. Neutral countries like Sweden and Switzerland were nominated as appropriate places due to

²⁰ Secretary of Social Affairs Aslaug Aasland; see ”Hvis vi hadde hatt en bedre åndssvakeforsorg, så hadde vi ikke hatt så mange medlemmer i NS.” In: *Aftenposten*, 6th August 1946.

²¹ ”En skulde tro, at med de oplevelser vi nå har hatt, med åndssvake fangevoktere som har pint fangene, og de mange åndssvake i den såkalte hird og i N.S., skulde folk hele landet rundt være ivrige etter å bringe landet ut av [...] et middelalderstandpunkt.”; Riksarkivet. PA 250 Norges Røde Kors. 0086. 7-5. Norsk Forening for Socialt Arbeid: Letter to the Norwegian Red Cross May 31st 1945.

the fact that they had been spared the atrocities of war. Representatives of Australian authorities visited Norway in the summer of 1945 in order to discuss the migration of German-Norwegian war children to Australia. These officials, touring Europe in search of children, intended to increase the future stock of white people in Australia.²²

Change in opinions and change of plans

The nature of the case of Norwegian war children was first revealed outside Norway at an international conference on children who were victims of war, held in Zürich in September 1945.²³ A member of the Norwegian War Child Committee, the physician Else Vogt-Thingstad, attended this meeting as a representative of the Norwegian government.²⁴ Her impression was that Germany was neither a place to send the children nor their mothers – a lack of food, clothing and housing and a not very welcoming German society all counteracted any plans of deportation.

During the summer of 1945, the War children committee received reports from some of the Norwegian municipalities on the social and economic situation of the children, and the assumed prospects for their future lives. Some local authorities anticipated future problems for the children if mother and child were to depend on social welfare. But in total, the reports were not very alarming. These impressions of the attitudes in local communities in Norway are quite similar to the reports collected on the situation of the African-American children in West Germany in the early 1950s: no great problems at the present time of inquiry, but locally there was great concern about future financial problems and perils in relation to the children.

The response from the War Child Committee was that specific legislation concerning the war children was needed, aiming at protecting the children from harassment and persecution by way of special legal dispositions and institutions. The objective of this special treatment of segregation was to protect the children from contempt and scorn and at the same time to safeguard their upbringing as good future national citizens preventing them from turning into juvenile delinquents and “making their minds safe for democracy”, so to speak. The idea was that, as children in danger, the war children

²² Coldrey, Barry: “‘A charity which has outlived its usefulness’: the last phase of Catholic child migration, 1947–56”. In: *History of Education* 25 (1996:4), 373–386.

²³ Thingstad 1999, as footnote 1.

²⁴ Norges Forskningsråd 1999, as footnote 1.

would most likely turn out as dangerous themselves.²⁵ These alarming prospects, both for the children and for society, made the War Child Committee propose that an officially initiated information campaign, aimed at re-educating Norwegian society, using the media etc. should be introduced. People's attitudes towards the children would be more positive with more information available. In conclusion: no children, except for a group who were mentally retarded, were to be sent abroad, according to the committee.

What actually took place was very far from the plans proposed by the committee. No special legal measures concerning the children were taken. No information campaign was ever launched. A small number of children were sent to their fathers in West Germany after their mothers died. 30 children, who had been sent to Germany during the war, were sent to Sweden and secretly adopted there.²⁶

The war children problem as a national political issue soon faded away and vanished from the public sphere, only to continue its existence within the privacy of the family sphere, or within orphanages and other institutions where war children spent their childhood. On a national level, around 1950 it was assumed that the war child problem had solved itself smoothly, and quite naturally, without state interference.²⁷ 11 percent of the children were said to be adopted by Norwegian families, others were living with their mothers or other family members. The mothers were integrated in society, earning their living, or married.²⁸ From a state of moral and national panic as far as the war children were concerned in the summer of 1945, the situation in Norway five years later seemed stable and normal. The problem as a specific category had dissolved and faded away. The objective put up by state authorities, of societal assimilation, had been reached. On a local level there are few official utterances on war children or their mothers after the inquiry, mentioned earlier, made by the Ministry of Social Affairs in the summer of 1945. Worries about a dramatic rise in social expenditure seem to have vanished or were no longer raised. On the surface, and on a national level, the war child problem had been solved, in a civilised and quiet manner. Public opinion and so-

²⁵ Simonsen, Eva: "Children in danger – dangerous children". In: Ericsson and Simonsen 2005, as footnote 1, 269–286.

²⁶ Borgersrud, Lars: *Overlatt til svenske myndigheter. De norske krigsbarna som ble sendt til Sverige i 1945*. Oslo 2002.

²⁷ Simonsen, Eva and Kjersti Ericsson: *Krigsbarn i fredstid. Sosialpolitiske og profesjonelle føringer i synet på tysk-norske krigsbarn 1945–1947*. Oslo 2004.

²⁸ Gilhus, Kåre: "Soldatbarn". In: *Norges Barnevern* (1954:6), 90–91.

cial representation on a local level, as revealed to date in the data we have collected, give glimpses of extensive cultural and geographical diversity concerning war children and their mothers. Local variance seems to be the pattern. Seemingly, it is within the closed family circle that the hardship of being an illegitimate “half German” child was most harshly felt.

The construction of an “afrodeutsch” war children category in Germany

Little research has been done on the topic of children of German soldiers abroad or “Besatzungskinder” in Germany.²⁹ The attention to the relationship between the German public and the occupying forces has been limited to the mass rapes of German women committed by Russian soldiers during the first weeks after the fall of Berlin, and to the cultural influence of the American soldiers.

A link between the children of African-American soldiers and German mothers after WW II is the case of the so called “Rheinland Bastarden” after WW I.³⁰ After the war, troops with French soldiers of African origin were stationed in the Rhineland area, much to the disapproval of the Germans and also of the British government. Locally however, the troops were popular, and a number of children were born fathered by them. During the Weimar republic, the Bavarian authorities suggested that the children be sterilised, but action was not taken until 1937 when the children were sterilised by force, by the *Gestapo*. Plans for deporting the children abroad were cancelled, due to the opinion of the international community. After 1945, the government sought to redeem this appalling and disgraceful affair by making an exemplary case out of the handling of the children of African-American soldiers and German mothers. These children represented a historic chance of presenting both the nation and the world with a picture of the new and democratic West German Republic.

²⁹ Drolshagen, Ebba: *Wehrmachtskinder. Auf der Suche nach dem nie gekannten Vater*. München 2005; idem: „Besatzungskinder and Wehrmachtskinder – Germany’s war children“. In: Ericsson and Simonsen 2005, as footnote 1, 229–248.

³⁰ Burleigh, Michael and Wolfgang Wippermann: *The Racial State. Germany between 1933–1945*. Cambridge 1991; Marks, Sally: “Black Watch on the Rhine: A Study of Propaganda, Prejudice and Prurience”. In: *European Studies Review* 13 (1983:3), 297–334.

In her book *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland*, Lemke Muniz de Faria³¹ analyses the positions of German and American authorities on the subject – scientists and professionals, as well as charity organisations and the media.³² There are some striking similarities between the underlying assessments, the constructed dilemmas and the choices made about the treatment of these children, and concerning the perception and treatment of the German-Norwegian war children from 1945 onwards.

The title of the book points to the prevailing ambivalences in the process of defining the children's national, racial/biological, cultural and social belonging. Lemke Muniz de Faria claims that the sources stereotypically describe the existence of “die Mischlingskinder” as a “problem” and that the mothers were subject to discrimination and stigmatisation. On a national level, the official German attitude towards Afroamerican-German “Besatzungskinder” may be described as such: silence and a denial of their existence along with that of about 100 000 other children fathered by the occupation forces, in a first phase between 1946 and 1948.³³ A second phase, from about 1948 to 1951, may be identified when the “problem” materialised and migration and segregation were seen as ultimate options. A third phase existing from about 1952 to the 1960s, when the children reached school age, was a time of public and political attention and exposure for a political purpose.

Phase I: African-German war children – the denial of a problem

In 1946, 16 % of all German children were born out of wedlock. $\frac{1}{6}$ of the children had a soldier father. The unstable and complex circumstances, and a high tolerance for illegitimate children, were among the explanations given about the high numbers. But the “afrodeutsche” children met with little tolerance. One year after the end of the war, 21 000 children had been born to German mothers and fathers from the occupying forces. Up until 1955, 67 753 children were born, 4 776 the children of African-American soldiers. From the beginning there was a distinction between Caucasian “Besatzungskinder” and “Mischlinge”, “Afrodeutsche”, “Mulattenkinder” or “Neger-

³¹ Lemke Muniz de Faria 2002, as footnote 3.

³² See also Fehrenbach, Heide: *Race after Hitler. Black Occupation Children in Postwar Germany and America*. Princeton / Oxford 2005.

³³ Opitz et al. 1992, as footnote 5; Lemke Muniz de Faria 2002, as footnote 3.

mischlingskinder". This discrimination was present in the matrimonial legislation as well as other important areas.

According to Lemke Muniz de Faria, German women maintaining liaisons with the occupying forces after 1945, in general were met with spitefulness and malevolence by those in their surroundings. They were spat at, had their hair cut off, they were attacked and even set fire to in the streets. Women were also abused within their own families. The soldiers were perceived as being irresponsible, with a girl in every town and subsequently with no interest for the children they fathered. Marriage between American soldiers and German women was initially prohibited. In December 1945, the prohibition was lifted, as a result of the War Brides Act. The Fiancées Act from June 1946 permitted the women entry to the USA on a temporary three-month visa. But it was mostly Caucasian soldiers who were allowed to marry their German girlfriends. For African-American soldiers, the situation was made difficult by the military authorities. In the USA, interracial marriages were unwanted, and in 30 states even prohibited until 1967. At the same time, a survey made in 1949 showed that many of the African-American soldiers wished to get married: among the 500 soldiers participating in the survey, 280 answered positively to this question. But the military authorities regarded these marriages as being "against the interests of the army", and that they would lead to "social problems" when the couple arrived in the USA. The civil rights entity NAACP (*National Association for the Advancement of Colored People*) fought in the US for a change of the rules, but without results. The regulations were the same for African-American soldiers all over Europe. Lemke Muniz de Faria relates how women who had contact with Caucasian soldiers, on the other hand, had the possibility of avoiding this stigma by getting married. This option was not open to the women who had children by African-American soldiers, a fact that made the exclusion and stigmatisation of the women and their children even worse.³⁴

Between American military authorities and German child welfare authorities

According to American military authorities, American soldiers had no financial obligations towards the children they fathered with German women.³⁵ This was the case

³⁴ Ibid.

³⁵ Ibid.

whether they accepted paternity or not. Paternity cases and child maintenance cases were judged separately. The German social welfare system was to pay when no alimony appeared. Mother and child were the responsibility of the *Jugendamt*. They received no financial support from the government. As German citizens, the illegitimate children were treated according to the German legislation on children born out of wedlock. According to this legislation, illegitimate children and their fathers were not related (“nicht verwandt”). They were to remain strangers. A demand for alimony was to be made in court. But American soldiers were not obliged to appear in German courts. Legally the children were in a special position. As illegitimate, the children were the responsibility of the mother and her family. The mother, however, did not have legal guardianship of the child. Guardianship remained with state authorities and the public guardian’s office. This office might appoint a legal guardian, be it a person, an organisation or an institution. If the woman was married, her husband automatically became the child’s legal father, even if it could be proven that this was not the case – for example, if he had been absent for years as a prisoner of war. Only the husband or the District Attorney could raise questions about paternity. In the absence of the husband, the District Attorney had the power to dismiss a complaint, without giving the mother the opportunity to give her opinion. As a result, in 1951 the monthly payments made by German authorities for children of American soldiers amounted to approximately 73 500 DM only. American authorities did nothing in order to support the mothers and children. The indifference to the mothers’ distress and complaint is demonstrated in the standardised letters sent by American welfare authorities. They repeatedly claimed that the father had no financial obligations, and that it was not in the interest of American authorities to try to locate soldiers who had children with their German girlfriends, if the soldiers themselves did not get in touch:

On the surface, this may seem harsh. It is not, because the social factors involved make this a sound policy. You, as any other mother of an illegitimate child in Germany, have recourse to the Landesjugendamt for assistance.³⁶

African-German children and their mothers were placed in a particularly vulnerable position. The “mother-and-child homes” from the *Lebensborn* organisation were used to house these children directly after the war. In 1947, a French IRO (*International Refugee Organisation*) officer discovered a large number of “bastards” or “Misch-

³⁶ Ibid., 29.

lingskinder” in these institutions. Conditions were poor and the state of health was terrible. One year before, a Welfare Refugee Officer in Swabia reported that the experiences from his district showed that the African-American fathers took better care of their families than the other Americans did.³⁷ But nonetheless he was deeply worried. In his belief, the future of German children with African-American paternity was just as uncertain as that of the Jewish children who had survived the Holocaust. In spite of promises of marriage by the soldiers, their girlfriends were left to fend for themselves, pregnant or already having given birth to the child. They received nothing from German authorities. Despair and need caused many of them to contact the American military authorities for help. One mother wrote:

The baby is weak, there is not enough milk, only potatoes and watery soup. I do not know how to feed him. Believe me I never would ask for anything if the hardship would not be so great. [...] I ask for the understanding of the Public Welfare Branch as I am by myself, single, with no other help.³⁸

Unlike other mothers, mothers of children with African-American fathers were not entitled to food stamps. The German authorities claimed that there would be no discrimination, but an African-American nurse gave this description of the circumstances in a letter to NAACP 29.11.1949:

These babies [of coloured soldiers, Lemke Muniz de Faria] need food. But the Germans have none for their own and easily tell these German girls that we make no provisions for “nigger” babies.³⁹

Another woman explained that she was engaged to an African-American soldier, but the child, a girl, had to stay with her parents. The parents however, had great difficulties taking care of the child. They were reluctant to bring the child outside, for fear of the reactions the child’s skin colour might cause. When visitors came, the child was hidden. The grandparents were also afraid of what their colleagues and neighbours might have to say about the fact that they had a coloured grandchild. They feared intimidation and harassment when she had to start school. The mother described how she feared that her daughter might become a problem child and cause the family much grief when she grew up. The family had been unable to place her under public care.

³⁷ Ibid.

³⁸ Ibid., 26.

³⁹ Ibid., 27.

The mother hoped that the military authorities could investigate whether it would be possible to place the child with another family in Germany or an African-American family in the USA.⁴⁰

Phase II: The existence of war children is acknowledged.

Plans for the segregation, adoption and migration of German children with African-American fathers soon became an issue. In 1947, representatives from the *International Refugee Organisation* (IRO) had reported the terrible situation and poor future aspects of these-German children. The IRO suggested the children were sent to France. France was seen as a country where the general public were used to people of different skin colour.⁴¹ The children would blend in. This suggestion was discussed in private conversations between the municipal authorities of Lower Bavaria and the French military authorities. The plan was never carried out, but the German government intended to look into the matter again a few years later. The reason for the suggested deportation was the same: the children would never be accepted in Germany, but could expect a brighter future in France. In the meantime, private persons and organisations took steps to care for the children. Some children were taken to Norway and Denmark, picked up and taken away for humanitarian reasons by people who were confronted with the agony and distress of the children. The Norwegian journalist Lise Lindbæk who lived in Germany brought some children to Norway, where they were adopted in 1951.⁴² But most of the children who were sent abroad were brought to America.⁴³ African-American families in the USA were seen as the most suitable place for the children to grow up. The American media, especially the African-American media, were deeply concerned. Their German counterparts initiated a plan for shipping the children to the USA. Many children were actually sent, also by private initiative and by illegal means. But the number of children was not very high. Objections were raised: the dramatic change of environment would not be easy for the children; the African-American families who received the children were often not certified as homes for adoption, mostly due to economic problems. Besides, many had their racial

⁴⁰ Ibid.

⁴¹ Frankenstein, Luise: *Soldatenkinder. Die unehelichen Kinder ausländischer Soldaten mit besonderer Berücksichtigung der Mischlinge*. München / Düsseldorf 1954, 6.

⁴² Slaggard, Sigrun: *Krigens penn: en biografi om Lise Lindbæk*. Oslo 2002.

⁴³ Fehrenbach 2005, as footnote 32; Lemke Muniz de Faria 2002, as footnote 3.

pride and would not accept a “half-white” child. Another option for placement for the children was to put them into separate homes and institutions for mixed African-American and German children in West Germany. A noted segregated home for such children was the Albert Schweitzer home for “Mischlingskinder”, aimed at protecting the children from scorn and harassment from peers and school mates.

Between 1947 and 1948, American authorities decided to get an overview of the situation and made statistics of how many German illegitimate children had an American father. They also wanted to achieve a more uniform treatment for paternity cases and to determine the time frame for maintenance payments. The question of citizenship was also something they wanted to investigate. Both the social situation and the health of war children with African-American and German parentage were assessed by US authorities. The conclusion came in a memorandum of 14th September 1948, *Paternity of Illegitimate Children*, stating that: for fathers to accept paternity, and to decide whether they wanted to pay maintenance, both would still be optional.⁴⁴ It was not until 1955 that the German government was able to secure decisions that meant that soldiers from the forces then occupying Germany would have to go before a German court in order to decide paternity and the obligation to pay maintenance to the mother.

Phase III: The treatment of the children of African-American fathers and German mothers – a proof of the new democratic West Germany

When the first children reached school age in 1952, it turned out that most of them still lived in West Germany. In 1956, the total number of illegitimate “afrodeutsche Besatzungskinder” in Germany were 4 681.

Table 1: Illegitimate “Afrodeutsche Besatzungskinder” in Germany in 1956.

<i>Total number</i>	<i>Living with mother</i>	<i>Living with family of mother</i>	<i>In foster or care families</i>	<i>In institutions</i>
4 681	3 036	487	519	639

Source: Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette: Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland. Berlin 2002, 203.

⁴⁴ Ibid.

The mothers, for the most part, had not been willing to give the children up for adoption, neither in the Federal Republic of Germany nor in the USA. “At least they are not lacking motherly love”, Dr. Luise Frankenstein wrote in a report on “Soldatenkinder” in Europe in 1954.⁴⁵ The fact that most of the children were still in the country represented a problem but also a great political opportunity to German authorities, as it turned out. In 1952, the first main debate on the 94 000 illegitimate war children in Germany took place in the Lower House of the German Federal Government (*Bundestag*). The focus however, was on the 3 093 African-German children. The interest in the children was not based on economics and fear of expenditure. The children represented a political problem, challenging the prevailing ambivalence on concepts of race and nation on one side, and emerging ideas on human rights and equality on the other. In conclusion, all parties agreed on the statement that the children represented a specific problem, being neither “black” nor “white”. The introduction of words like “different” instead of “race” and “coloured” instead of “Negro” was meant to indicate the new interpretation of the children as symbols of the new democratic and tolerant West Germany.

The time when the children were to enter school was considered the first great opportunity for the post-war German nation to demonstrate its new democratic values and practices, and discontinuity with its racist past.⁴⁶ Creating exposure of the mixed African-American/German war children through an information campaign aimed at the public and a plan for the re-education of teachers was to become the proof of a newly democratic and peaceable West Germany. But before the first-year integrating school enrolments (“die Einschulung”) of these children could take place, their true racial quality had to be evaluated, in order to make suitable plans for their education. How to organise their schooling? Should the children be put in regular schools, or would special classes be needed in order to make the children feel safe and kept away from harassment and racism? Where these children suited for education? Were they as capable of learning as other children? What would be the purpose of their schooling? Were their prospects a future life as German citizens, or as immigrants to Africa or other suitable continents? The underlying feeling was that the children did not actually be-

⁴⁵ „[...] mangelnde Mutterliebe kann man ihnen im Allgemeinen nicht nachsagen. Im Gegenteil!“, Frankenstein 1954, as footnote 41, 27.

⁴⁶ Lemke Muniz de Faria 2002, as footnote 3.

long in Germany. Even the climate was unsuitable for them. “In der Heimat” – or “at home” was another place, but where?

Lemke Muniz de Faria explores both the purposes and in what ways German children of African-American paternity and their mothers became objects of scientific investigations.⁴⁷ Several anthropological studies of the children were carried out during the 1950s, within the scientific tradition from before and during the war. In 1952, Walter Kirchner published a study of the children in the field of eugenics as applied anthropology, based on inter-war ideas and concepts of racial hygiene.⁴⁸ The Norwegian Jon Alfred Mjøen, for instance, was someone the scientists referred to, among other openly racist researchers, all claiming the lower intelligence of the “Negro” compared to the European. At a later stage Rudolf Sieg in 1954 and Eyfert et al. in 1960 published studies focusing on the consequences of racist attitudes rather than focusing on the so called “quality” of the children themselves.⁴⁹ A psycho-social study of the children by Louise Frankenstein, published in 1954, stressed the fact that the children had normal IQs, but that the score of the mothers was below average.⁵⁰ The criterion for being registered as a “Mischlingskind” in these studies was appearance, the colour of the skin of the child being a major factor. The objective of the psycho-social study that took place was to evaluate whether the children were suited for integration in German schools and German society. As control groups “white” war children were used. Within the total test battery, evaluation of the genetic quality of the mothers and the fathers were included. Another broad psycho-social study of the children and their mothers by Klaus Eyfert et al. stated that the general IQ score of the African-American fathered children was well above that of the control group, “white” war children. This fact posed the research group with a problem. The quite surprising explanation given was that their African-American fathers belonged to an elite group, not representative of other African-American men.⁵¹ Other surveys based on questionnaires in primary schools also demonstrated that the children appeared to be normal, again with quite a few of them with

⁴⁷ Ibid.

⁴⁸ Kirchner, Walter: *Eine anthropologische Studie an Mulattenkindern in Berlin unter besonderer Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse*. Berlin 1952. See Opitz et al. 1992, as footnote 5.

⁴⁹ Lemke Muniz de Faria 2002, as footnote 3; Opitz 1992, as footnote 5.

⁵⁰ Frankenstein 1954, as footnote 41.

⁵¹ Eyferth, Klaus et al.: *Farbige Kinder in Deutschland*. München 1960. Quoted in Lemke Muniz de Faria 2002, as footnote 3.

scores above standard levels.⁵² They were in fact described as lively, humorous and popular among their schoolmates and friends. But worries about when their true “Negro” quality would show, or when their deviant appearance would dawn upon them as a problem, made authorities initiate further studies as the children were getting older. Fear of the sexuality of girls with African-American fathers when they reached their teens was especially strong. Data from these studies parallel those of the Norwegian psychiatrists; the mothers were seemingly inferior, while the fathers appeared to be “normal”. In the German case, the ambiguity in assessing the biological quality of the children in reference to the data collected was strengthened by the fact that the children were supposed to be intellectually inferior in particular as a result of their “mixed” blood. In conclusion, the war children of both Germany and Norway faced the same lose-lose situation: they were most likely “biologically inferior”, and if not, the treatment they were to receive in society would most certainly lead to personal disturbances and “deviant and asocial” behaviour.

Another way of changing the attitudes of people more positively was to use movies as a way of making the children more acceptable to the public. The popular movie *Toxi* was made for this purpose, and released in 1952. The movie however conveys the message of racial tolerance, not racial integration.⁵³ Another example of the belief in public exposure of the problem of German children with African-American paternity was the illustrated pamphlet *Maxi, unser Negerbub* (“Maxi, our Negro boy”) from 1952. The brochure was presented to the class whenever an African-German child started school. A second movie, *Der dunkle Stern* (“The dark star”) released in 1955, went even further in denying the possibility of integrating the “Afrodeutsche” children into the white German nation.⁵⁴ The message of this movie was that the children were to realize that the right place for them to live, their “Heimat” (homeland/home) was somewhere outside Germany.

⁵² Ebeling, Herman: „Das Problem der deutschen Mischlingskinder.“ Zur 2. Konferenz der World Brotherhood über das Schicksal der farbigen Mischlingskinder in Deutschland. Frankfurt am Main 1954. In Opiz et al. 1992, as footnote 5.

⁵³ Fehrenbach 2005, as footnote 32.

⁵⁴ Ibid.

Aspects for comparison

National similarities in construction of a category

The construction of the Norwegian war child category and the category of the German “Afrodeutsche” war children are, in several aspects, one and the same. They were both defined as “border children” who became symbolic bearers of deep societal conflicts.⁵⁵ The classification systems applied in both countries were based on nationalism, racism and sexism, all embedded within a biological paradigm of eugenics. Women and children are seen as national property. The politics of social welfare, education and child welfare in regard to the two groups of children demonstrate the margins of the emerging welfare state, stating the boundaries between the worthy and the unworthy. For a closer comparative analysis, three main aspects may be identified. Summed up, the similarities in the construction of the two categories which served to marginalise and exclude them were:

- The children were seen as children of the enemy.
- Their mothers were of dubious moral and genetic quality.
- The children were expected to be genetically inferior.

Both groups shared the fate of representing an interior future threat to society, the enemy from within. In both countries politicians, scientists and professionals were ambivalent on the true quality of their nature. This ambivalence resulted in a variety of dispositions and actions directed at the children, seldom with the immediate welfare of the child in mind, but as strategies for the future well being of the nation and thus for the child. The impact of racial hygiene in interaction with the post-war mental hygiene movement, can be traced in the construction processes of both groups; as social engineering with a precautionary aim; as situated practices of child care; and as policies of segregation versus integration. In both countries, mass emigration of the children was suggested in order to solve the “problem”.

Both groups came to serve a national political purpose. In Norway, the war children issue was said to serve as a test of Norway as a democratic nation.⁵⁶ In Germany, they

⁵⁵ Ericsson, Kjersti and Eva Simonsen: *On the border – the contested children of World War II. Childhood*. [forthcoming] 2007.

⁵⁶ Norges Forskningsråd 1999, as footnote 1, 265.

Into the open – or hidden away?

were to serve as the very proof of the democratic new West Germany. In addition, some other vital common elements in the construction process may be identified. In both countries, the social categories constructed were based on biology and served particular political and professional goals. Medical criteria for the diagnosis “mental deficiency” were both IQ and social suitability. This blend of criteria turned out to serve its purpose very well: defining mental deficiency was for judicial and administrative aims, related to social policy and law, criminal law and emigration.

National variations in action – into the open or hidden away?

Little is known about the experiences of the lives of black occupation children in Germany, the USA or other countries where they grew up. One set of documentation on the lives of women in West Germany with African-American and German parentage has been published.⁵⁷ This study gives some indication of the diversity of prevailing social representations concerning these children, seemingly quite similar to those experienced by German-Norwegian war children. One may ask whether an information campaign about the German-Norwegian war children might have served to change public opinion and peoples attitudes, or if the outcome would have been the opposite, or to no effect at all. The direct effects of the movies and the information campaign on “Afrodeutsche” children in West Germany cannot be measured. But there is little support for the idea that the campaign changed the situation for the children for the better. The movie *Toxi* actually served to disseminate racial prejudices rather than dissolving them.⁵⁸

Towards the end of the 1940s, public attention to the war child issue dwindled – it is therefore difficult to tell what the attitudes of central and local authorities in Norway towards the war children were, and what the content of a campaign might have been. The German public information campaign, on the other hand, gives very good insight into the ideas and perceptions that existed about war children in Germany and other countries. In the attempts made to combat discrimination the prejudices towards women, “the other”, the poor, and people with different skin tone (and contempt for these groups), shine through in all their horror. The well-intended information cam-

⁵⁷ Opitz et al. 1992, as footnote 5.

⁵⁸ Lemke Muniz de Faria 2002, as footnote 3.

paings resulted in an unintentional, but not unexpected, effect: The articles, films and pamphlets did not remove prejudices. Instead, ideas of the children as biologically and mentally different and inferior to the rest of the German population were accentuated and consolidated.

While German society stressed the differences between the “Afrodeutsche” children and the rest of German society and the matter of how to overcome these, the Norwegian government’s political analyses finally led them on to another path. When plans for deportation and mass adoption abroad had failed, and IQ-testing and screening of the mental health of the children were abandoned, the war children issue disappeared from the public scene. No information campaign was launched. Instead the children were left to cope for themselves individually in the private sphere, with or without their mothers, as the often isolated, despised and harassed “German brat”.⁵⁹ Their German origin was a well known fact locally, and many of the children have suffered life long hardship due to this fact.⁶⁰

Contested quality – questionable campaigns

Their belonging to a group of contestable quality was a trait shared by the German-Norwegian war children and the „Afrodeutsche” children in West-Germany. For economic and pragmatic reasons the Norwegian government dropped the case, other pressing matters had to be solved. The official idea was that the children might pass as Norwegians as their looks did not differ from that of the population as such. A special social support system would be too expensive. The debate on the war children had served its symbolic function – to let out aggression, to seek out the traitors and take revenge.

Are we then dealing with idealism and good intentions on the side of the German government and neglect and indifference on the Norwegian part in handling their war child “problems”? In Norway a group of German-Norwegian war children has sued the government for failing to launch a public information campaign in the post war years

⁵⁹ Ericsson and Simonsen 2005, as footnote 7.

⁶⁰ War children in Norway are now receiving “ex gratia payment” up to Euro 25 000 from the Norwegian government as moral and economical compensation for their sufferings during childhood and adult life.

on their situation and for violating their human rights.⁶¹ According to their organisation, a campaign would have changed people's attitudes towards them in a more favourable way.

The question of exposure versus invisibility remains an unsolved dilemma, which the examples of Norway and Germany demonstrate. Conceptualised culturally, the two cases may inform us of how marginalisation and social exclusion are to be interpreted within national contexts of cultural diversity. The influence of state policies on a local level, and on subtle forms of inclusion and exclusion within the private sphere, is another issue to consider. For this purpose it is necessary to bear in mind that certain aspects of inclusion may be universal, reflecting similar goals, functions, and experiences across countries. But inclusion is culturally embedded, as are models for the implementation of the agreed definitions which vary from one country to another, reflecting the unique characteristics of the society and culture. What the cases of the Afrodeutsche and the German-Norwegian war children demonstrate however, is that inclusion, democracy, antiracism and "ageism" can never exist within a biological and eugenic paradigm.

Child welfare as political projects

Two stratifying parameters in the construction of the two war child categories are racism and ageism. Both factors may be studied from a perspective of influences and interactions between countries, and between international organisations and a specific nation. Mental concepts of scientists, professionals and politicians in both Norway and Germany were embedded in the paradigm of racial hygiene and eugenics, mixed with new ideas of mental hygiene.⁶² At the same time they were striving to create a new democracy – preparing the ground for, and demonstrating their intentions of, shaping a totally new human being, fit for and safe for democracy and the new political system. In both countries, but in Germany in particular, the war children appeared quite inconveniently, but still turned out to be suitable objects for demonstration of governmental

⁶¹ Their case has now been brought before the European Human Rights Court in Strasbourg. See <http://home.no.net/lebenorg>.

⁶² The intimate connection between eugenics and the mental hygiene movement is demonstrated in the *Proceedings of the First International Congress on Mental Hygiene. Washington, DC. May 5th to 10th, 1930*. New York 1932.

good intentions and the willingness for social reform. The interpretation and construction of the war child category as a social problem, however, was essentially biological. A social problem was given a biological explanation.

What then was the impact of for instance the UNESCO (*United Nations Educational Scientific and Cultural Organisation*) statement in 1950, on race in West Germany and Norway? The explicit message was that no such thing as “race” existed, except as a social myth. The concept of “race” had no biological basis. “Mischling” or “bastard” gave no meaning. “Race” was to be changed to “ethnic group”. The UNESCO statement on the race issue was clearly an attack on eugenics and racism, advocating a policy for the re-education of the adult world, and a new kind of mental education for the young, securing future peace and democracy.⁶³ According to Lemke Muniz de Faria, the UNESCO statement made little impact in the case of German war children with African-American fathers. Both Norway and the federal Republic seemed to rely more on the ideology of traditional racial hygiene as expressed by the first president of UNESCO, Julian Huxley, in the programme of UNESCO from 1946.⁶⁴

Another stratifying parameter, upon which both construction processes were based, is that of ageism. Ageism may be defined here as the way children were perceived as less worthy and less important beings than adults. Children were regarded as national property and objects for future national investments. Although they were recognised as victims of the war, as “war handicapped children”, the same children were perceived as potential future threats to peace and democracy.⁶⁵ In spite of emerging new knowledge about the basic needs of the child, produced by the experiences of children who were victims of war, ideas on children were still based on pre-war conceptualisations of small children as beings with limited intellectual abilities, limited speech and emotions, founded in a biological evolutionist paradigm. In the cases of the war children, these notions of the needs of a child served to legitimise ideas of mother-child separation, institutionalisation and deportation. In both the Norwegian and the German cases, these ideas existed in the minds of politicians and civil servants. In both cases, depor-

⁶³ Thue, Fredrik W.: *In Quest of a Democratic Social Order. The Americanization of Norwegian Social Scholarship 1918–1970*. Oslo 2006 (= Acta Humaniora; 262).

⁶⁴ Huxley, Julian: *UNESCO: its Purpose and its Philosophy. The Preparatory Commission of the United Nations Educational, Scientific and Cultural Organisation*. Washington 1946.

⁶⁵ Brosse, Thérèse: *Report on the European Situation. War-handicapped children*. Paris 1950.

tation took place, but on a very moderate scale. In both cases, children were sent back and forth between countries, seemingly due to the ambivalence about their “true” national identity. Economic calculations, as well as notions of the child’s best interest were mixed up in the decision-making processes. Apart from neglecting existing knowledge of the needs of children, ageism must also be said to have played an important part in the handling of the war children.⁶⁶ In the same way that the English historian Harry Hendricks analyses the history of child welfare in the UK, the history of the social politics for these children “is littered with examples of their subservience to broader political objectives, usually (but not always) of a kind that prioritises adult lives”.⁶⁷

To the government of West Germany it was important that the case of “afrodeutsche” children was handled in a way that placed the country in the most favourable position possible internationally. Norway as one of the Allies had less international political prestige at stake, but strong national and professional pressure still made the war children a salient political issue at the time. The English historian Nick Stargardt demonstrates how the children of the “Third Reich” were openly and cynically used for political purposes.⁶⁸ Together, these two cases also demonstrate the importance of children as material for nation building at the time, as well as the impact of the policies of the emerging global organisations, with their emphasis on children as future agents for peace and democracy.

⁶⁶ Freud, Anna and Dorothy Burlingham: *War and children*. Westport Conn. 1943.

⁶⁷ Hendrick, Harry: *Child Welfare. Historical dimensions, contemporary debate*. Bristol 2003, 252.

⁶⁸ Stargardt, Nicholas: *Witnesses of War*. New York 2005.

Dänemarks wirtschaftspolitische Reaktion auf die Besetzung des Landes 1940/41

Ruth Meyer-Gohde

Zusammenfassung

Auf der Grundlage neuer dänischer Forschungsergebnisse zur Besatzungszeit gibt dieser Aufsatz einen Überblick über Dänemarks wirtschaftliche Situation sowie die politische Reaktion auf die Frage nach der Anpassung an und Kollaboration mit Deutschland. Die Sonderstellung Dänemarks unter den von Deutschland besetzten Ländern führte zu einer Auseinandersetzung mit den deutschen Plänen einer „Neuordnung Europas“, was vor allem im ökonomischen Bereich Konsequenzen zeigte. Erstmals werden in der neuesten dänischen Forschungsliteratur die wirtschaftspolitischen Aspekte der Besatzungszeit in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Anhand dieser Literatur lassen sich sowohl Verbindungslinien zur Vorkriegszeit als auch Formen der wirtschaftlichen Kollaboration während des Krieges zeigen.

Summary

Based on recent Danish research, this article will provide an overview of the Danish economic situation during the occupation by Germany as well as the political reaction motivated by the question of conformity and collaboration. The unique position that Denmark held among the countries occupied by Germany led to a confrontation – especially in economic arenas – with the German plans for a “New Order” of Europe. For the first time, the political-economic aspects of the occupation have become the centre of attention within the newest Danish literature. Based on these results, both the continuity with the pre-war period and the forms of economic collaboration during the war can be discerned.

Ruth Meyer-Gohde studiert Skandinavistik und Neuere Deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin und erhielt 2005 ein dänisches Staatsstipendium für einen Auslandsaufenthalt an der Universität in Kopenhagen.

Einleitung

Als deutsche Truppen am 9. April 1940 in Dänemark einmarschierten, entschied sich die dänische Regierung nahezu umgehend dazu, nicht in die Reihe der gegen Deutschland Krieg führenden Länder einzutreten und eine Besetzung – wenngleich unter Protest – zu dulden. Dänemark erhielt den Sonderstatus einer „friedlichen Besetzung“, welcher das Versprechen von deutscher Seite beinhaltete, die territoriale Integrität sowie politische Unabhängigkeit des Landes zu gewährleisten.¹ Der Auftrag der Wehrmacht im Lande sollte rein militärischer Art sein, was bedeutete, dass den militärischen Behörden nicht wie ansonsten üblich die ausübende Gewalt übertragen wurde. Die Verwaltung des Landes sollte weiterhin in dänischer Verantwortlichkeit liegen, und der Gesandte des Auswärtigen Amtes in allen nichtmilitärischen Angelegenheiten als Verbindungsglied zwischen deutscher und dänischer Regierung dienen.² Diese Tatsache begünstigte eine rationale und nicht-ideologische Verhandlungspolitik, welche auf den Erfahrungen des Neutralitätskurses der dreißiger Jahre aufbaute und damit auf Kontinuitätslinien in den deutsch-dänischen Beziehungen setzte.³

Für Dänemark bedeutete diese besondere Lage konkret, dass die Regierung im Amt belassen wurde und die Beziehungen zu Deutschland zum Großteil weiterhin auf diplomatischen Verhandlungen basierten. Die dänischen politischen Entscheidungsträger befanden sich damit in der Position, einen politischen Kurs wählen zu müssen, welcher dieser Sonderstellung gerecht wurde. Zum einen sollte der Status quo aufrechterhalten oder womöglich sogar verbessert werden, d. h. die Kollaboration mit Deutschland einschließen, zum anderen sollten die Überlegungen und Handlungsschritte der Entscheidungsträger die nationalen Interessen bestmöglich berücksichtigen. Die Folgen dieser Entscheidungen werden auf eindrucksvolle Weise deutlich, wenn man sich die wirtschaftliche Situation Dänemarks nach Ende der Besetzung vergegenwärtigt. Dänemark hatte nicht nur den Zugang zu seinem größten Exportmarkt Großbritannien verloren, sondern auch die Unterbrechung der etablierten Versorgungskette mit Rohstoffen hin-

¹ Poulsen, Henning: „Den tyske besættelsespolitik“. In: Hans Kirchhoff u. a. (Hgg.): *Gads Leksikon om Dansk Besættelsestid 1940-45*. Kopenhagen 2002, 47–52, hier 47.

² Ebd., 47.

³ Kirchhoff, Hans: „Forhandlings- og samarbejdspolitikken“. In: Kirchhoff 2002, wie Fußnote 1, 155–161, hier 156.

nehmen müssen.⁴ Die dänische Wirtschaft war von Deutschland als Importeur von Landwirtschafts- und Industrieprodukten sowie als Lieferant von wichtigen Rohstoffen abhängig geworden.

Neben diesen für Dänemarks Wirtschaft unmittelbar existentiellen Problemen spielte auch eine weitere Fragestellung eine Rolle, und zwar die Beschäftigung mit Deutschlands Plänen einer „Neuordnung Europas“. Nach dem Sieg der Wehrmacht über Frankreich im Sommer 1940 nahm die Idee eines „Großwirtschaftsraums“, welche eine Anpassung der Volkswirtschaften in den besetzten Gebieten an Deutschland vorsah, konkrete Formen an. Auf dänischer Seite sah man vor allem in dieser Zeit bis zum Beginn der „Operation Barbarossa“ 1941 dringende Aktualität für eine Auseinandersetzung mit den deutschen Neuordnungsplänen. Sollte Dänemark über die gegebenen Notwendigkeiten hinaus mit Deutschland kollaborieren, um sich frühzeitig eine gute Startposition in einem unter deutscher Vormachtstellung etablierten „Großwirtschaftsraum“ zu sichern? Dieser Aufsatz fokussiert aufgrund der Bedeutung dieser Überlegungen für das erste Besatzungsjahr auf die Zeit 1940-41.

Die politischen Fragestellungen dieser Zeit, welche sich durch die Besetzung Dänemarks zum einen Teil unmittelbar ergaben, zum anderen Teil eine längerfristige politische Entscheidung verlangten, werden hier vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Situation Dänemarks und der wirtschaftspolitischen Überlegungen der dänischen Regierung beleuchtet. Overy hat darauf hingewiesen, dass die Wirtschaftsgeschichte des besetzten Europas zwischen 1939 und 1945 zum Großteil aus einem auf Deutschland und dessen Ausbeutung der besetzten Gebiete gerichteten Blickwinkel heraus untersucht worden ist. Eine andere Herangehensweise stellt nach Overy die Untersuchung der regionalen Wirtschaften und ihr Überleben unter deutscher Besatzung dar.⁵ In diesem Sinne liegt das Hauptaugenmerk dieser Arbeit auf der dänischen Perspektive.

⁴ Vgl. Hansen, Per H.: „Business as Usual? The Danish Economy and Business during the German Occupation“. In: Harold James und Jakob Tanner (Hgg.): *Enterprise in the Period of Fascism in Europe*. Aldershot / Burlington 2002, 115–143, hier 116.

⁵ Overy, Richard J.: „The Economy of the German ‘New Order’“. In: Richard J. Overy u. a. (Hgg.): *Die „Neuordnung“ Europas. NS-Wirtschaftspolitik in den besetzten Gebieten*. Berlin 1997, 11–28.

Forschungslage

Die Zeit der deutschen Besatzung zwischen 1940 und 1945 ist in Dänemark von verschiedenen Blickpunkten aus erforscht und beschrieben worden, weshalb sie häufig als die besterforschte Periode der Geschichte des Landes charakterisiert wird. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Besatzungszeit wurde durch die Einrichtung der *Udgiverselskab for Danmarks nyeste Historie (DNH)* im Jahre 1961 angestoßen; ein Blick auf die Reihe der Publikationen zum Thema zeigt aber auch in neuester Zeit eine kaum überschaubare Zahl an Neuerscheinungen. Stellvertretend für die neuesten Übersichtswerke zur Besatzungszeit sei hier Bundgård Christensen⁶ genannt; ein aktueller Forschungsüberblick findet sich bei Roslyng-Jensen.⁷ Hansen und Trommer machten Mitte der neunziger Jahre jedoch auf die ungenügende Forschungslage im Hinblick auf die wirtschaftlichen Aspekte der Besatzungszeit aufmerksam.⁸ Große Aufmerksamkeit wurde daher einem im Jahr 2000 an der *Copenhagen Business School* initiierten Projekt zur Erforschung von ökonomischen und wirtschaftspolitischen Aspekten der Besatzungszeit zuteil.⁹ Die Beachtung, die die Auseinandersetzung mit der Rolle der großen dänischen Wirtschaftszweige Industrie und Landwirtschaft sowie der Politiker, welche die wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen schufen, hervorrief,

⁶ Bundgård Christensen, Claus u. a.: *Danmark besat – krig og hverdag 1940-45*. Kopenhagen 2005.

⁷ Roslyng-Jensen, Palle: „Besættelseslitteraturen 2001-2006. Postmodernistisk variation og fortsæt hausse“. In: *Historisk Tidsskrift* 106 (2006), 198–242.

⁸ Hansen, Per H.: „Dansk økonomi under besættelsen: Ved vi nok?“ In: *Den jyske Historiker* 73 (1996), 33–54, hier 34; Trommer, Aage: „Hvad har vi naaet og hvad mangler vi“. In: Knud J.V. Jespersen und Thomas Pedersen (Hgg.): *Besættelsen i perspektiv. Bidrag til konference om besættelsestiden 1940-1945*. Odense 1995, 11–26, hier 18. Bereits 1971 hatte Jensen die deutsch-dänischen Wirtschaftsverhandlungen der ersten Kriegsjahre untersucht; von Nissen erschien 1973 eine Abhandlung zur dänischen Kollaborationspolitik, die u. a. die deutsch-dänischen Verhandlungen zur Zoll- und Währungsunion aufzeichnet: Jensen, Sigurd: *Levevilkår under besættelsen. Træk af den økonomiske og sociale udvikling i Danmark under den tyske besættelse 1940-45*. Haslev 1971; Nissen, Henrik S.: *1940. Studier i forhandlingspolitikken og samarbejdspolitikken*. Kopenhagen 1973.

⁹ Forschungsprojekte der Copenhagen Business School (http://www.cbs.dk/forskning_viden/fakulteter_institutter_centre/institutter/oekonomi/cvh/menu/forskningsprojekter; 12. April 2006); siehe auch Lund, Joachim und Ole Lange: „Besættelsestidens erhvervmæssige og økonomiske forhold“. In: *Nyhedsbrev* (<http://www.teknik-og-kultur.dk/8-180.htm>; 12. April 2006).

erklärt sich nicht zuletzt durch die bisherige Unterbelichtung dieses Forschungsreichs.

In der neuesten dänischen Literatur wird versucht, Forschungsergebnisse verstärkt aus dem historischen Kontext der Besatzungszeit heraus zu betrachten, um ein realistisches Bild dieser Zeit und ihrer Beurteilung durch die Zeitgenossen zu zeichnen.¹⁰ Das bedeutet vor allem auch die Untersuchung und Interpretation historischer Fakten, die bislang im Rückblick als wenig relevant angesehen wurden. Als Beispiel sei hier nur die Beschäftigung mit dem Regierungsausschuss für die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland genannt, dessen Arbeit von Andersen im Gegensatz zu älteren Auffassungen als historisch aufschlussreich bewertet worden ist.¹¹ Andersen untersucht in seiner 2003 erschienenen Monographie die Reaktion politischer Akteure auf die Besetzung Dänemarks und zeichnet die wirtschaftspolitischen Überlegungen des ersten Besatzungsjahres nach, welche von einer erwarteten „Neuordnung“ der europäischen Wirtschaft unter deutscher Vormachtstellung und Anpassungsbestrebungen Dänemarks geprägt waren.¹² Andersens Quellenmaterial besteht zum großen Teil aus früher nicht zugänglichem Archivmaterial des dänischen Außenministeriums. Die im Rahmen des Projekts zur Erforschung der wirtschaftlichen Situation Dänemarks während des Zweiten Weltkrieges erschienene Studie von Joachim Lund¹³ stellt die dänischen wirtschaftspolitischen Überlegungen zwischen Anpassung an nationalsozialistische Großraumpläne und Selbstbestimmung dar und zeigt die Entwicklungslinien der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern vor dem Krieg auf. Lund diskutiert Kontinuität und Wandel der wirtschaftlichen Beziehungen während der Besetzung auf der Grundlage eines umfangreichen Quellenmaterials aus sowohl deutschen als auch dänischen Archiven. Die Monographie umfasst einen zweiten Teil, in

¹⁰ Andersen, Steen: *Danmark i det tyske Storrøm. Dansk økonomisk tilpasning til Tysklands nyordning af Europa 1940-41*. Kopenhagen 2003, 9ff.

¹¹ Andersen, Steen: „Forberedelsen af en handelspolitisk tilpasning til nyordningen. Udvalget for økonomisk Samarbejde med Tyskland 1940-41“. In: Henrik Dethlefsen und Henrik Lundbak (Hgg.): *Fra mellemkrigstid til efterkrigstid. Festskrift til Hans Kirchhoff og Henrik S. Nissen på 65-årsdagen oktober 1998*. Kopenhagen 1998, 205–230, hier 206; vgl. Nissen 1973, wie Fußnote 8, 400, der der Arbeit des Ausschusses aufgrund ihres hypothetischen Charakters keine größere Bedeutung zumisst.

¹² Andersen 2003, wie Fußnote 10.

¹³ Lund, Joachim: *Hitlers Spisekammer. Danmark og den europæiske nyordning 1940-43*. Viborg 2005.

dem die dänischen Initiativen im Osten, welche nach der deutschen Invasion der Sowjetunion konkrete Formen annahmen, diskutiert werden.¹⁴ Mogens R. Nissen geht in seiner Studie zur Rolle der dänischen Landwirtschaft der Bedeutung dieses Wirtschaftszweiges für Bevölkerung und Besatzungsmacht nach und diskutiert den Einfluss Deutschlands auf die Agrarproduktion.¹⁵ Im Rahmen dieser Arbeit besonders aufschlussreich ist die Analyse der Kontinuitätslinien in der institutionellen Verknüpfung der deutschen und dänischen Seite. Nissen demonstriert in seiner Abhandlung die enge Zusammenarbeit von Landwirtschaft, Regierung und Besatzungsmacht in handelspolitischen Abkommen. Das Einbeziehen von Entwicklungslinien stellt den Versuch der neuen Historikergeneration dar, die Besatzungszeit nicht mehr als in sich abgeschlossen zu betrachten, sondern Konfliktpunkte anhand politischer Bedingungen und Veränderungen, welche in die dreißiger Jahre oder weiter zurück reichen, zu analysieren.

Außerhalb Dänemarks finden sich bisher keine Publikationen, die diese neuesten Forschungsergebnisse¹⁶ berücksichtigen. Die einzige umfassende nicht-dänischsprachige Darstellung der deutsch-dänischen Wirtschaftskollaboration während des Zweiten Weltkrieges findet sich in der 1998 erschienenen Dissertation von Giltner, die sich jedoch primär mit der Rolle des Wehrwirtschaftsstabs Dänemark beschäftigt.¹⁷ In deutscher Sprache enthält Thomsens Darstellung der deutschen Besatzungspolitik in Dänemark von 1971 ein Kapitel zur Zoll- und Währungsunion sowie eine Beschreibung

¹⁴ Vgl. dazu auch Lund, Joachim: „Lebensraum og kollaboration 1941-43“. In: *Den jyske Historiker* 71 (1995), 19–40.

¹⁵ Nissen, Mogens R.: *Til fælles bedste – det danske landbrug under besættelsen*. Kopenhagen 2005.

¹⁶ Eine weitere übergeordnete Fragestellung, die sich in den genannten neueren Publikationen und in der aktuellen Debatte in Dänemark widerspiegelt, ist die Frage nach der tatsächlichen (nicht nur politischen) Bedeutung der dänischen Produktion für die deutsche Kriegswirtschaft. Die Frage, ob Dänemark tatsächlich als Hitlers „Speisekammer“ galt, wird vor allem von Brandenburg Jensen kontrovers diskutiert; im Rahmen dieser Arbeit kann und soll sie jedoch nicht näher untersucht werden. Brandenburg Jensen, Ole: *Besættelsestidens økonomiske og erhvervsmæssige forhold: Studier i de økonomiske relationer mellem Danmark og Tyskland 1940-45*. Odense 2005.

¹⁷ Giltner, Philip: *“In the Friendliest Manner”*. *German-Danish Economic Cooperation During the Nazi Occupation of 1940-1945*. New York u. a. 1998.

der Nutzbarmachung der dänischen Wirtschaft durch Deutschland.¹⁸ Eine Analyse der rein ökonomischen Seite der Beziehungen zwischen den beiden Ländern findet sich bei Winkel.¹⁹ Das Erkenntnisinteresse des Autors ist hier allerdings auf die Frage nach dem Charakter der wirtschaftlichen Aktivitäten Deutschlands in Dänemark beschränkt. Die Herangehensweise ist sowohl bei Thomsen als auch bei Winkel durch einen zum großen Teil auf Deutschland zentrierten Blick bestimmt. In der neuesten dänischen Forschungsliteratur von Andersen, Lund und Nissen rücken verstärkt die nationalen Reaktionen und Entscheidungsprozesse in Politik und Wirtschaft des besetzten Landes in den Mittelpunkt.

Kollaborationsbegriff

Zunächst ist der umstrittene Begriff der Kollaboration zu klären.²⁰ Entgegen der nach 1945 stark negativ aufgeladenen Konnotation des Kollaborationsbegriffes wird dieser heute in der Forschung zumeist neutral verwendet und als Synonym für die „mehr oder weniger freiwillige Anpassung an die Umstände unter deutscher Besetzung“ gebraucht.²¹ Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit den wirtschaftspolitischen Überlegungen der dänischen Entscheidungsträger und basiert daher auf einem besser eingrenzba- ren politologischen Kollaborationsbegriff. Dethlefsen unterscheidet in seiner Begriffsstudie zwischen einem *soziologischen Anpassungsbegriff* zur Analyse der Bevölkerung ohne politische Macht und einem *politologischen Kollaborationsbegriff*.²² Letzteren zieht er zur Analyse des Verhaltens der politischen Machthaber heran, welche auch unter dem Druck der Besetzung noch die Möglichkeit und den Willen hatten, ihre Macht innerhalb eines gewissen Spielraumes auszuüben. Der politologische Kollaborationsbegriff drückt den Willen zur Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht aus.

¹⁸ Thomsen, Erich: *Deutsche Besatzungspolitik in Dänemark 1940-1945*. Düsseldorf 1971 (= Studien zur modernen Geschichte; 4).

¹⁹ Winkel, Harald: „Die wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Dänemarks in den Jahren der Besetzung 1940-1945“. In: Friedrich-Wilhelm Henning (Hg.): *Probleme der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik*. Berlin 1976 (= Schriften des Vereins für Socialpolitik; 89), 119–174.

²⁰ Vgl. Übersicht bei Dethlefsen, Henrik: „Mellem attentisme og aktivisme. Synspunkter på den politiske kollaboration 1939-43“. In: *Historisk Tidsskrift* 89 (1989), 78–127, hier 81ff.; Andersen 2003, wie Fußnote 10, 21ff.

²¹ Dethlefsen 1989, wie Fußnote 20, 83.

²² Ebd., 88.

Diese Zusammenarbeit kann zum einen der Sicherung der Kontinuität in Staat und Gesellschaft dienen, zum anderen kann sie aber auch zur Ausweitung des Einflusses zur Durchführung politisch-wirtschaftlicher Änderungen beitragen.²³ Bei der Staatskollaboration unterscheidet Dethlefsen zwischen einem defensiven, auf Zeit spielenden *Attentismus* und einem offensiven, den Forderungen der Besatzungsmacht zuvorkommenden *Aktivismus*.²⁴

Die dänische Wirtschaft vor 1940

Die dänische politische Reaktion auf die Besetzung muss vor dem Hintergrund der Entwicklung der dänischen Wirtschaft vor 1940 sowie der ökonomischen Beziehungen zu Deutschland gesehen werden. Aus deutscher Sicht lag Dänemarks Bedeutung – abgesehen von seiner strategischen Position – vor allem in seiner Landwirtschaft. Das Land wurde noch im August 1940 in einem Bericht des Wirtschaftsministeriums als eine hauptsächlich auf Agrarwirtschaft basierende Wirtschaft mit einer noch sehr unterentwickelten Industrie angesehen.²⁵ Zwar machten landwirtschaftliche Produkte auch zu Beginn des Zweiten Weltkrieges das Gros des dänischen Exports aus,²⁶ die Auffassung, dass Dänemarks Wirtschaft fast ausschließlich agrarisch war, ließ jedoch die Zeit zwischen den Weltkriegen außer Acht;²⁷ eine Zeit, in welcher die dänische Wirtschaft große Veränderungen erlebte.

Während die dänische Wirtschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch überwiegend landwirtschaftlich dominiert war, gewann der Industriesektor in der Folgezeit erheblich an Bedeutung.²⁸ Landwirtschaft und Fischerei machten 1914 noch knapp ein Drittel des BNP aus; im Jahre 1939 aber hatte sich der Industriesektor von knapp 19 Pro-

²³ Ebd., 88f.; Andersen 2003, wie Fußnote 10, 22.

²⁴ Dethlefsen 1989, wie Fußnote 20, 91.

²⁵ Vgl. Lund 2005, wie Fußnote 13, 60f.

²⁶ Der Export von Agrarprodukten belief sich im Jahr 1939 auf 73 Prozent der Gesamtausfuhr. Siehe: Henriksen, Ole Bus und Anders Ølgaard: *Danmarks Udenrigshandel 1874-1958*. Kopenhagen 1960, 50ff.

²⁷ Diese Auffassung findet sich aber auch noch in der Literatur: vgl. Volkmann, Hans-Erich: „Landwirtschaft und Ernährung in Hitlers Europa 1939-1945“. In: Ders.: *Ökonomie und Expansion. Grundzüge der NS-Wirtschaftspolitik. Ausgewählte Schriften*. München 2003 (= Beiträge zur Militärgeschichte; 58), 365–442, hier 390.

²⁸ Vgl. Giltner 1998, wie Fußnote 17, 56ff.

zent im Jahr 1914 auf 27 Prozent des BNP vergrößert, während die Landwirtschaft nur noch gut 18 Prozent des BNP darstellte.²⁹ Die dänische Industrie spezialisierte sich vor allem auf Produkte mit hoher inländischer Wertschöpfung, was einem Land zugute kam, das nahezu alle industriellen Rohstoffe importieren musste.

Der Verlust des Zugangs zu ausländischen Märkten und damit zu wichtigen Rohstoffquellen stellte somit eine Gefahr für Dänemark dar. Im Ersten Weltkrieg war die dänische Wirtschaft durch eine britische Blockade schwer erschüttert worden. Die Aussichten im Falle eines neuen Krieges waren für Dänemark 1939 noch schlechter, da die Wirtschaft nun aufgrund ihrer Entwicklung in der Zwischenkriegszeit in gesteigertem Maße von ausländischen Lieferungen abhängig war. Ein deutliches Beispiel stellte der Kohleimport dar, welcher nach 1933 zu 80 Prozent aus Großbritannien kam.³⁰ Insgesamt erreichten die Importe aus Großbritannien bis 1937 einen Anteil an der Gesamteinfuhr von knapp 38 Prozent, während die Importe aus Deutschland nach der Weltwirtschaftskrise eine gegenteilige Entwicklung verzeichneten und zeitweise auf 21 Prozent des dänischen Gesamtimports abfielen. Bei der Warenausfuhr stand Großbritannien ebenfalls als Dänemarks wichtigster Handelspartner da. In den späten zwanziger und den frühen dreißiger Jahren gingen zwischen 60 und 65 Prozent des dänischen Gesamtexports nach Großbritannien, während auf Deutschland nur zwischen 13 und 20 Prozent entfielen. Ab 1934 fand hier allerdings eine Trendwende statt, der Exportanteil nach Großbritannien ging zurück, während der Anteil nach Deutschland leicht zunahm. Trotzdem entfielen 1939 noch gut 52 Prozent des Gesamtexports auf Großbritannien und nur etwa 23 Prozent auf Deutschland.³¹

Die protektionistische Handelspolitik in Deutschland und Großbritannien zu Beginn der dreißiger Jahre führte in Dänemark zu Exportschwierigkeiten. Um die wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu bewältigen, fand eine Abkehr vom liberalen Wirtschaftssystem hin zu mehr Staatslenkung statt.³² Ab 1932 wurden Entscheidungen über Produktion und Export von landwirtschaftlichen Produkten durch vom Agrarministerium

²⁹ Johansen, Hans Christian: *Dansk historisk statistik 1814-1980*. Viborg 1985, 392–393 (*Nationalregnskabsstatistik*).

³⁰ Johansen, Hans Christian: *The Danish Economy In the Twentieth Century*. New York 1987, 60.

³¹ Statistische Angaben siehe: Henriksen und Ølgaard 1960, wie Fußnote 26, 44f.

³² Johansen 1987, wie Fußnote 30, 48f.

eingesetzte Ausschüsse gefasst.³³ 1934 gingen Dänemark und Deutschland ein Handelsabkommen zur Festlegung des genauen jährlichen Warenaustausches ein, welches als Konsequenz der neuen staatsgelenkten Wirtschaftspolitik in den beiden Ländern zu verstehen ist und welches den Rahmen des deutsch-dänischen Handels für die nächsten zehn Jahre darstellen sollte.³⁴ Das Abkommen basierte auf dem Prinzip des *clearing*: Der Warenaustausch zwischen den beiden Ländern sollte abgestimmt und nach genauen Abmachungen ausgeglichen werden. Die Bezahlung der Lieferungen sollte über ein Clearingkonto bei den staatlichen Kreditinstituten abgewickelt werden. Gleichzeitig wurde ein deutsch-dänischer Regierungsausschuss für Handelsabkommen gegründet, welcher die Durchführung der Abkommen kontrollieren sollte. Beachtenswert ist, dass eben dieser Ausschuss auch während der Besatzungszeit die wirtschaftliche Zusammenarbeit der beiden Länder koordinieren würde.³⁵

Die Lage der dänischen Wirtschaft nach der Besetzung und die politische Reaktion

Durch den Verlust des Handelswegs nach Großbritannien ergaben sich unmittelbare Schwierigkeiten für die dänische Wirtschaft. Dies galt nicht nur für die Versorgung mit Rohstoffen, sondern auch für den Export, stellte Großbritannien doch den bei weitem größten Absatzmarkt Dänemarks dar. Im April und Mai 1940 fanden in Kopenhagen und Berlin zwei Treffen des deutsch-dänischen Ausschusses für Handelsabkommen statt. Die Verhandlungen führten zu der massiven Umlenkung des dänischen Exports an Agrarprodukten nach Deutschland und im Gegenzug zur Zusicherung eines Mindestumfangs an Rohstofflieferungen aus Deutschland.³⁶ Allerdings kam diese Vereinbarung nicht ohne deutliche Zugeständnisse Dänemarks zustande. Am bedeutendsten war vielleicht die Zusage, dänische Arbeiter für Deutschland anzuwerben, eine Zusage, die vor allem aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit im Lande und der Abhängigkeit in der Energieversorgung begünstigt wurde. Es sollten zunächst lediglich 6.000 Arbeiter angeworben werden. Diese Zahl stieg im Laufe des Krieges aber

³³ Nissen 2005, wie Fußnote 15, 42f.

³⁴ Lund 2005, wie Fußnote 13, 35.

³⁵ Ebd., 35f.; Thomsen 1971, wie Fußnote 18, 58.

³⁶ Jensen 1971, wie Fußnote 8, 43. Im Jahr 1940/41 stieg der Export nach und Import aus Deutschland auf weit über 70 Prozent des Gesamthandels an, während der Handel mit Großbritannien auf Null fiel, vgl. Henriksen und Ølgaard 1960, wie Fußnote 26, 44f.

deutlich an; 1941 waren bereits über 64.000 nach Deutschland ausgereist.³⁷ Die Rohstofflieferungen aus Deutschland, welche über die in den Jahren zuvor geltenden Mengen hinausgingen, waren vor allem für diejenigen Unternehmen bestimmt, die Waren von Interesse für Deutschland produzierten.³⁸

Die Statistik zeigt für diese Zeit ein Wachstum der Eisen- und Stahlindustrie, welches relativ weit über der gesamten industriellen Produktion liegt. Ähnliches lässt sich für den Konserven- und Zuckerexport sagen, der unter der Besetzung ein starkes Wachstum zu verzeichnen hatte.³⁹ Andere wichtige dänische Exportgüter wie vor allem Fleischprodukte litten unter der mangelnden Zufuhr von wichtigen Rohstoffen wie Kraftfutter und Düngemitteln.⁴⁰ Aus Sorge vor einer Inflation, die in Dänemark während des Ersten Weltkrieges vor allem aufgrund von unausgeglichenen Zahlungsbilanzen außer Kontrolle geraten war, traf die Regierung 1940 Maßnahmen, um die Preisentwicklung durch die Einführung von Maximalpreisen zu überwachen.⁴¹ Ein erhöhter Notenumlauf und damit die Gefahr der Inflation ergab sich während der deutschen Besetzung vor allem daraus, dass die dänische Nationalbank für Kosten der Wehrmacht und für Lieferungen dänischer Unternehmen aufkommen musste, welche von Deutschland über das Clearingkonto nicht beglichen wurden.⁴²

Die Reaktion der dänischen Regierung auf die Besetzung war von dem Bemühen geprägt, das Überleben und einigermaßen reibungslose Funktionieren der Wirtschaft sicherzustellen. Nissen weist im Kontext der Treffen des deutsch-dänischen Ausschusses für Handelsabkommen auf die auch unter den neuen Umständen erstaunliche Kontinuität in den Verhandlungen hin, welche er mit der gegenseitigen Kenntnis der

³⁷ Stræde, Therkel: „Tysklandsarbejdere“. In: Kirchhoff 2002, wie Fußnote 1, 478–482, hier 479f.

³⁸ Hansen, Per H.: „Ekstraordinære industrileverancer“. In: Kirchhoff 2002, wie Fußnote 1, 121–122, hier 121.

³⁹ Henriksen und Ølgaard 1960, wie Fußnote 26, 50ff.

⁴⁰ Vgl. ebd., 71f.; Just, Flemming: „Landbruget“. In: Kirchhoff 2002, wie Fußnote 1, 309–313, hier 309. Eine genauere Untersuchung der Entwicklung der einzelnen dänischen Produktionszweige auch unter Berücksichtigung der Preisentwicklungen könnte sehr aufschlussreich sein, da sich zur Bewertung der Lage der dänischen Wirtschaft sehr unterschiedliche Auffassungen in der Literatur finden. Vgl. Fußnote 13; siehe auch: Hansen 1996, wie Fußnote 8, 40.

⁴¹ Hansen 1996, wie Fußnote 8, 48.

⁴² Ebd., 49; Thomsen 1971, wie Fußnote 18, 58.

Verantwortlichen und dem beidseitigen wirtschaftlichen Interesse, den Export Dänemarks nach Deutschland zu maximieren, begründet.⁴³ Im Oktober 1940 fasste der dänische Premierminister Stauning diese Haltung in einer Radioansprache zusammen:

Es besteht wohl allgemein Einigkeit darüber, dass wir hierzulande Grund zur Zufriedenheit haben mit der Art und Weise, in der unsere Verhandlungen mit Deutschland über unsere wirtschaftlichen Beziehungen stattfinden. Es hat zur Erleichterung der Verhandlungen beigetragen, dass die Profitgier, welche als charakteristisch für den letzten Krieg angesehen werden muss, heute unbekannt ist. Regierung und Wirtschaft wünschen nur die Aufrechterhaltung von gesunden wirtschaftlichen Zuständen im Land [...].⁴⁴

Aus Staunings Aussage lässt sich die Grundstimmungen der Regierung Stauning-Scavenius und somit die politische Reaktion auf die veränderte Lage der Wirtschaft herauslesen. Die Erfahrung des Ersten Weltkrieges wird als Negativbeispiel herangezogen und die aktuelle wirtschaftspolitische Zusammenarbeit mit Deutschland aufgrund von diplomatischen Verhandlungen gelobt. Auffallend ist auch das Gewicht, das Stauning auf Einstimmigkeit und Zusammenarbeit von Regierung und Wirtschaft legt. Die Voraussetzung für die Verknüpfung von Wirtschaft und Politik lag in der Regulierungspolitik der dreißiger Jahre, die staatliche Eingriffe in die Wirtschaft bereits vor Beginn des Krieges legitimiert und die entsprechenden Rahmenbedingungen geschaffen hatte.

Die deutsch-dänischen Handelsgespräche im April und Mai 1940 standen ganz im Zeichen der dänischen Bemühungen, das Überleben der Wirtschaft und die dafür notwendigen Rohstofflieferungen sicherzustellen. Die Zugeständnisse an Deutschland, die dafür eingegangen werden mussten, erfolgten zögernd, wie das Beispiel der Arbeiteranwerbung zeigt. Diese ersten Verhandlungen mit Deutschland dienten dem Zweck der Sicherung der Kontinuität in Staat und Gesellschaft, was der Definition des politischen Kollaborationsbegriffes entspricht. Dieses Verhalten war zu Beginn der Be-

⁴³ Nissen 2005, wie Fußnote 15, 29f., 195.

⁴⁴ „Der er vist almindelig Enighed om, at der her i Landet er Grund til Tilfredshed med de Former, under hvilke vore Forhandlinger med Tyskland om vore økonomiske Forhold finder Sted. Det har bidraget til at lette Forhandlingerne, at det Profitjageri, som vist maa siges at være karakteristisk for den sidste Krig, er ukendt i Dag. Fra Regering og Erhverv ønskes kun Opretholdelse af sunde Erhvervsforhold i Landet [...]”. „Staunings Radiotale om Samhandels- og Betalingsforhold med Tyskland” 3. Oktober 1940. In: *Frit Danmarks Hvidbog Bd. 1. Besættelsestiden i Dokumenter og Kommentarer*. Kopenhagen 1945, 99f.

satzung noch eher attentistisch geprägt.⁴⁵ Die Regierung ergriff Maßnahmen zur Anpassung der Wirtschaft an geänderte Zustände und verstärkte die staatliche Lenkung des Marktes, was sich beispielsweise in der Einführung von Preiskontrollen widerspiegelt. Mit dem deutschen Sieg über Frankreich im Juni 1940 musste die dänische Regierung die Hoffnung auf eine kurzfristige Besetzung jedoch aufgeben und sich auf eine längerfristige deutsche Vormachtstellung oder sogar einen deutschen Sieg einstellen, was die (politische) Notwendigkeit einer aktivistischeren Haltung in den Vordergrund treten ließ.⁴⁶

Die wirtschaftspolitischen Anpassungsbestrebungen

Die Kriegsgeschehnisse im Sommer 1940 und die daraus für Dänemark entstehenden Konsequenzen wurden von Außenminister Scavenius in seiner Antrittsrede vor der neu gebildeten dänischen Sammlungsregierung am 8. Juli 1940 folgendermaßen kommentiert:

Durch die großen deutschen Siege, die das Erstaunen und die Bewunderung der Welt erregt haben, ist eine neue Zeit in Europa entstanden, die eine neue Ordnung in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht unter der Führung Deutschlands zur Folge haben wird. Es wird die Aufgabe Dänemarks sein, dabei seinen Platz in einer notwendigen und gegenseitigen aktiven Zusammenarbeit mit Großdeutschland zu finden.⁴⁷

Diese Aussage Scavenius' weist auf die Bedeutung der deutschen Siege im Sommer 1940 für die weitere dänische Politik hin. In einem unter deutscher Vormachtstellung neu geordneten Europa sollte die Zusammenarbeit Dänemarks mit Deutschland also über Fragen der reinen Dringlichkeit bzw. Notwendigkeit hinausgehen. Es handelte sich nun vielmehr darum, die Rolle Dänemarks in diesem „neuen“ Europa auf lange Sicht zu planen und vorzubereiten. Dabei ging es neben der Wahrung der eigenen Souveränität und der Verhinderung einer Nazifizierung, wie sie z. B. in Norwegen

⁴⁵ Dethlefsen 1989, wie Fußnote 20, 104f.

⁴⁶ Ebd., 105.

⁴⁷ „Ved de store, tyske Sejre, der har slaaet Verden med Forbavselse og Beundring, er en ny Tid oprundet i Europa, der vil medføre en ny Ordning i politisk-økonomisk Henseende under Tysklands Førerskab. Det vil være Danmarks Opgave herunder at finde sin Plads i et nødvendigt og gensidigt, aktivt Samarbejde med Stortyskland”. „Scavenius Udtalelse ved Overtagelsen af Posten som Udenrigsminister, tiltraadt af den samlede Regering” 8. Juli 1940. In: *Frit Danmarks Hvidbog* 1945, wie Fußnote 44, 96, Übersetzung nach Thomsen 1971, wie Fußnote 18, 21.

stattgefunden hatte, auch um die Schaffung günstiger Bedingungen für Dänemark. Dass die Änderungen, die Dänemark durchlaufen müsste, vor allem ökonomischer Art wären, erklärte Stauning in einer Rede am 19. Januar 1941:

Ich denke nicht an eine Umstellung des inneren Lebens des Staates, aber ganz gewiss wird es im ökonomischen Bereich einige Änderungen geben, und es wird vernünftig sein, sich auf die Änderungen einzustellen, die in dieser Hinsicht natürliche Folgen der Entwicklung sein werden.⁴⁸

In seiner kontroversen Rede vom 8. März 1941 gab Stauning eine Einschätzung dieser zukünftigen wirtschaftlichen Verhältnisse:

Aber wie die nahe Zukunft sich auch gestaltet, denke ich, dass man damit rechnen muss, dass wir in neue europäische Verhältnisse eintreten mit ausgeweitetem Warenverkehr zwischen den Ländern, die der genannten Zentralmacht angehören, und ich denke mit relativ eingeschränkter Verbindung zur übrigen Welt, zumindest in der ersten Zeit.⁴⁹

In Staunings Vorstellung der Zukunft war Deutschland die zentrale Macht, die die Handelsverbindungen in dem Maße kontrollierte, dass diese sich zumindest vorerst nur innerhalb der deutschen Einflussphäre abspielen würden. Die Bemühungen im Außenministerium, frühzeitig mit auf den „Neuordnungsexpress“⁵⁰ aufzuspringen, lassen sich vor dem Hintergrund dieser Zukunftsvorstellungen erklären. Da der dänischen Regierung natürlich kein klares und eindeutiges Bild der deutschen Neuordnungspläne vorlag, sah man eine Chance darin, selbst die Initiative zu ergreifen. Frühzeitige Verhandlungen über die zukünftige wirtschaftliche Zusammenarbeit könnten für Dänemark von Vorteil sein, da man dadurch die eigenen Positionen bereits vor Kriegsende und vor der Ausarbeitung konkreter Pläne von deutscher Seite aus deutlich machen

⁴⁸ „Jeg tænker ikke paa en Omstilling af Statens indre Liv, men ganske sikkert kommer Erhvervslivet ind i noget forandrede Baner, og det vil være rimeligt at imødegaa de Ændringer, som i saa Henseende vil blive naturlige Følger af Udviklingen.” „Staunings Tale ved politisk Folkemøde i Fyns Forum” 19. Januar 1941. In: *Frit Danmarks Hvidbog* 1945, wie Fußnote 44, 104 ff.

⁴⁹ „Men hvordan end den nærmeste Fremtid vil forme sig, tror jeg, man bør regne med, at vi rykker ind i nye europæiske Forhold med udstrakt Vareudveksling imellem de Lande, der hører til den nævnte Central, og jeg tænker med temmelig ringe Forbindelse med den øvrige Del af Verden, i hvert Fald i den første Tid.” „Stauning i Studenterforeningen om ’Tidens politiske Opgaver’” 8. März 1941. In: *Frit Danmarks Hvidbog* 1945, wie Fußnote 44, 106ff.

⁵⁰ Andersen 2003, wie Fußnote 10, 50.

könnte, sich also eine gewisse Mitgestaltungsmöglichkeit bei den Formen der wirtschaftlichen Zusammenarbeit offen hielt.⁵¹ Diese Überlegungen spielten eine wichtige Rolle sowohl in den Verhandlungen mit Deutschland als auch in den internen dänischen Ausarbeitungen und Gesprächen. Zeigen lässt sich dies am Beispiel der Verhandlungen über eine Zoll- und Währungsunion mit Deutschland als auch an der Arbeit des Ausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland, der Pläne zu den möglichen Formen der wirtschaftlichen Kooperation mit Deutschland ausarbeiten sollte.

Verhandlungen über eine Zoll- und Währungsunion

Um ihren Willen zur Zusammenarbeit kundzutun, überreichte die dänische Regierung die Erklärung der neuen Sammlungsregierung vom 8. Juli 1940 auf offiziellem diplomatischem Wege in Berlin.⁵² In Deutschland nahmen aufgrund des günstigen Kriegsverlaufs die Überlegungen zu einem Großwirtschaftsraum konkretere Formen an. Man stellte sich vor, Deutschland mit einer Reihe kleinerer Staaten zu umgeben, welche zwar formal ihre Selbständigkeit behielten, ökonomisch aber vollkommen an Deutschland gebunden sein sollten.⁵³ Dieses Ziel sollte zunächst durch das Eingehen von Zoll- und Währungsunionen, später dann durch noch weiter reichende Wirtschaftsunionen erreicht werden.⁵⁴ Die deutsch-dänischen Verhandlungen über eine Zoll- und Währungsunion im Juli und August 1940 werden in der Literatur als bis dahin konkretester Ausdruck der deutschen Neuordnungsbestrebungen angesehen.⁵⁵

Trotz ihres letztendlichen Scheiterns sind die Verhandlungen aufschlussreich, was die Haltung der dänischen Verantwortlichen aus dem Außenministerium angeht. Das Ministerium nahm aufgrund der dänischen Sonderstellung und der Aufrechterhaltung diplomatischer Verhandlungen eine Schlüsselrolle in der Pflege der Beziehungen zu Deutschland ein.⁵⁶ Die Gespräche zur Zoll- und Währungsunion in Kopenhagen und Berlin machten schnell deutlich, dass die dänische Seite ein Abkommen über wirt-

⁵¹ Ebd., 50f.

⁵² Ebd., 57.

⁵³ Nissen 1973, wie Fußnote 8, 264.

⁵⁴ Ebd., 264.

⁵⁵ Vgl. Lund 2005, wie Fußnote 13, 73; Andersen 2003, wie Fußnote 10, 50.

⁵⁶ Andersen, Steen: „Udenrigsministeriet“. In: Kirchhoff 2002, wie Fußnote 1, 483–484, hier 483.

schaftliche Zusammenarbeit als vorteilhaft für Dänemark ansah, solange die eigene Souveränität dadurch nicht weiter gefährdet wurde. Die dänische Delegation hoffte, eine Aufwertung der Krone sowie ein festes Umrechnungsverhältnis zur Mark durchsetzen zu können, doch die deutschen Vorstellungen gingen so weit, dass man auf dänischer Seite eine vollständige Aufgabe der wirtschaftlichen Selbständigkeit befürchtete.⁵⁷ Unstimmigkeiten gab es vor allem in der Frage, die Reichsmark als alleiniges Zahlungsmittel einzuführen, was von der dänischen Delegation nicht akzeptiert werden konnte. Diese verlangte ihrerseits, dass die dänischen Guthaben, welche sich aufgrund des unausgeglichenen Warenaustauschs angesammelt hatten, durch Warenlieferungen abgegolten werden sollten.⁵⁸ Die dänischen Verhandlungspartner wollten darüber hinaus einer Öffnung der Grenzen nicht zustimmen, solange der Krieg noch andauerte, während die deutsche Seite die Aufhebung aller Ein- und Ausfuhrverbote forderte.⁵⁹

Die Verhandlungen wurden schließlich von dänischer Seite abgebrochen. Dies geschah aus der Machtposition heraus, welche Dethlefsen als Grundlage jeder politischen Kollaboration annimmt, dass nämlich die dänischen Verhandlungspartner weiterhin die Entscheidungsmöglichkeit besaßen, eine Zusammenarbeit abzulehnen. Dahinter stand vor allem der massive Widerstand der Parteien, die sich gegen Scavenius und das Außenministerium stellten und eine Zoll- und Währungsunion ablehnten.⁶⁰ Die Konsequenzen, die aus der Ausübung dieser Macht hätten entstehen können, wurden vor allem von Stauning und Scavenius als höchst brisant eingeschätzt. Solange Dänemark nicht die Macht besaß, seine Neutralität aufrechtzuerhalten, stellte die aktivistische Kollaboration ihrer Meinung nach die einzige Möglichkeit dar, eine Machtübernahme durch die Nationalsozialisten und einen erheblichen Verlust der Souveränität zu verhindern.⁶¹ Scavenius sah darüber hinaus Dänemarks Rolle nach dem Krieg gefährdet, wenn man sich nicht rechtzeitig eine gute Ausgangsposition im deutschen Großraum sicherte.⁶² Um die Möglichkeiten einer Wiederaufnahme der Verhandlungen

⁵⁷ Lund 2005, wie Fußnote 13, 78.

⁵⁸ Thomsen 1971, wie Fußnote 18, 28f.

⁵⁹ Ebd., 28.

⁶⁰ Lund, Joachim: „Told- og møntunionsforhandlingerne“. In: Kirchhoff 2002, wie Fußnote 1, 465–466, hier 466. Erwähnt sei allerdings auch, dass es auf deutscher Seite Unstimmigkeiten über die Einrichtung einer Zoll- und Währungsunion mit Dänemark gab.

⁶¹ Andersen 2003, wie Fußnote 10, 64.

⁶² Ebd., 64.

gen zu untersuchen und darüber hinaus die möglichen Formen einer erweiterten wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit Deutschland zu diskutieren, wurde durch den Premierminister im Oktober 1940 der Ausschuss für wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland eingesetzt.

Formen der wirtschaftlichen Anpassung an Deutschland

In den Ausschuss für wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland wurden neben Vertretern des Außen-, Landwirtschafts- und Handelsministeriums auch Vertreter der großen Wirtschaftsorganisationen wie Landwirtschafts- und Industrierat aufgenommen. Letztere hatten sich als starke Kritiker der Zoll- und Währungsunion herausgestellt.⁶³ Die Wirtschaftsvertreter lehnten eine solche Union zwar weiterhin ab, waren aber einer engeren wirtschaftlichen Zusammenarbeit gegenüber positiv gestimmt.⁶⁴ Interessant an der Arbeit des Ausschusses war also neben den inhaltlichen Fragen auch die Tatsache, dass die Wirtschaftsvertreter hier direkt an der politischen Arbeit beteiligt wurden, rein ökonomische Interessen und politische Überlegungen also miteinander konfrontiert wurden. Gleiches galt auch für die zentrale Rolle der Regierungsausschüsse, die über Warenlieferungen entschieden.⁶⁵ Die Arbeit des Ausschusses war von einem aktivistischen politischen Verhalten auf der einen Seite und einer abwartenden, attentistischen Haltung auf der anderen Seite geprägt. Während die eine Seite davor warnte, eine zu aktivistische Politik könnte die deutsche Dominanz über die dänische Wirtschaft noch erhöhen, war die aktivistische Seite von der Bedeutung einer selbständigen Anpassungspolitik überzeugt.⁶⁶ In einer gemeinsamen Erklärung im April 1941 betonte der Ausschuss, dass die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit nur hypothetischen Charakter hätten, solange der Krieg andauerte.⁶⁷ Sollten sich die deutschen Pläne einer Neuordnung Europas verwirklichen, sah man ein Hauptziel darin, einen noch größeren Schwerpunkt auf die Landwirtschaft zu legen. Dies würde natürlich den deutschen Interessen entgegenkommen, gleichzeitig aber auf Kosten der däni-

⁶³ Andersen 1998, wie Fußnote 11, 208.

⁶⁴ Ebd., 210.

⁶⁵ In diesem Zusammenhang könnte es aufschlussreich sein, die ökonomischen und politischen Kollaborationsinteressen zu analysieren, was allerdings über das Ziel dieser Arbeit hinausgeht.

⁶⁶ Andersen: Forberedelsen af en handelspolitisk tilpasning, 224.

⁶⁷ Ebd., 221.

schen Industrie gehen. Die Aufrechterhaltung der existierenden Industrieproduktion wurde als aussichtslos angesehen, sollten sich keine Absatzmöglichkeiten im Großwirtschaftsraum ergeben.⁶⁸ Die dänische Wirtschaft sollte der deutschen Planwirtschaft angepasst werden, indem man Export und Import von bestimmten Waren zu festen Mengen und Preisen festlegte, z. B. den Export von Butter und den Import von Kohle.⁶⁹

Die Machtposition, die Deutschland bis ins Jahr 1941 innehatte, machte das Thema Planwirtschaft bereits während des Krieges zu einer wichtigen Frage. In seiner Rede vom 8. März 1941 erklärte Stauning, dass die Anpassung an Deutschlands Wirtschaft vor allem die Einführung der Planwirtschaft mit sich führte, welche auch deutliche Vorteile besäße gegenüber der Planlosigkeit, die bisher geherrscht hätte.⁷⁰ Die Öffentlichkeit sollte so auf die kommenden Änderungen vorbereitet werden – ein Zeichen dafür, dass die Arbeit des Ausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland durchaus ernst zu nehmen war. Andersen hält fest, dass gerade durch diese Arbeit und die Äußerungen Staunings das Verständnis für die ökonomische Zusammenarbeit mit und die Anpassung an Deutschland erhöht wurde.⁷¹ Schon im Juli 1940 schrieb die dänische Tageszeitung *Politiken*:

Es ist von vorneherein gegeben, dass Dänemark – und das wird auch für die übrigen nordischen Länder gelten – bereit ist zu einer loyalen und aktiven Mitarbeit in einem Europa, wo die unsinnigen Zoll- und Passgrenzen von einer planwirtschaftlichen Ordnung abgelöst werden.⁷²

Die Tatsache, dass die Entwürfe der Ausschussmitglieder nicht im realitätsfernen Raum entstanden, sondern bereits auf einer Grundlage aufbauten, die ein Abrücken von den traditionellen Formen des dänischen Handels begünstigten, spricht ebenfalls für die Relevanz der Arbeit des Ausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland.

⁶⁸ Andersen 2003, wie Fußnote 10, 207.

⁶⁹ Andersen 1998, wie Fußnote 11, 221.

⁷⁰ „Stauning i Studenterforeningen om ’Tidens politiske Opgaver’” 8. März 1941. In: *Frit Danmarks Hvidbog* 1945, wie Fußnote 44, 106ff.

⁷¹ Andersen 2003, wie Fußnote 10, 213.

⁷² „Det er paa Forhaand givet, at Danmark – og det vil ogsaa gælde de øvrige nordiske Lande – er rede til et loyalt og aktivt Medarbejde i et Europa, hvor de urimelige Told- og Pasgrænser afløses af en planøkonomisk Ordning.” Leitartikel „Danmark og det nye Europa”. In *Politiken* vom 14. Juli 1940, zitiert nach: *Frit Danmarks Hvidbog Bd. 2. Besættelsestiden i Dokumenter og Kommentarer*. Kopenhagen 1946, 374.

Zusammenfassung

Die ersten Jahre der deutschen Besetzung Dänemarks standen für die Regierung Stauning-Scavenius unter dem Zeichen der Ausarbeitung einer politischen Linie, die sowohl den Status quo bewahren und damit eine Nazifizierung des politischen Systems verhindern als auch die Weichen für die Zukunft stellen sollte. Ohne die moralischen Fragen zu thematisieren, die sich bei der Zusammenarbeit einer Regierung mit einem diktatorischen Regime umgehend stellen, sind hier die Überlegungen und Einschätzungen der Politiker aus dem Kontext einer Zeit heraus betrachtet worden, die unter ganz anderen und heute glücklicherweise von der Geschichte überholten Vorzeichen stand. Die dänische Regierung entschied sich, wie aus den Aussagen der Politiker hervorgeht, der wirtschaftlichen und politischen Kontinuität im Lande zuliebe für eine Zusammenarbeit mit Deutschland. Wie gezeigt werden konnte, ergaben sich dabei besonders im wirtschaftspolitischen Bereich zentrale Fragestellungen. Um das Überleben der Wirtschaft zu garantieren, musste der dänische Handel ganz auf Deutschland ausgerichtet werden. Darüber hinaus wurden längerfristige Überlegungen zu einer Anpassung der dänischen Wirtschaft an die deutschen Großraumpläne angestellt.

Wie Lund anmerkt, war die dänische Anpassung an Deutschland 1940 bereits in vollem Gang.⁷³ Dies gilt vor allem für den Bereich der existentiellen wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Die deutsch-dänischen Handelsabkommen im Frühjahr 1940 koppelten die dänischen Handelsverbindungen ausschließlich an Deutschland. In Bezug auf die langfristigen, weiter reichenden Anpassungsüberlegungen herrschte jedoch nicht die von Stauning proklamierte einvernehmliche Vorgehensweise. Die Verhandlungen zur Zoll- und Währungsunion zeigen, dass es eine Grenze gab, die man von dänischer Seite nicht überschreiten wollte, auch nicht zu Zeiten, als Deutschlands Position unantastbar erschien.⁷⁴ Die Arbeit des Ausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland macht deutlich, dass nicht alle Mitglieder die Einschätzung Staunings und Scavenius' teilten, dass eine frühzeitige Initiative gegenüber Deutschland tatsächlich Dänemarks Ausgangsposition in einem neu geordneten Europa verbessern könnte. Doch herrschte Einigkeit zwischen den beteiligten Politikern und auch den Wirtschaftsvertretern, dass gewisse wirtschaftliche Änderungen für die Zeit nach dem Krieg vorbereitet werden müssten. Der Wille, im Falle eines deutschen Sie-

⁷³ Lund 2005, wie Fußnote 13, 91.

⁷⁴ Vgl. Andersen 2003, wie Fußnote 10, 252.

ges zu einer Wirtschaft mit Schwergewicht in der Landwirtschaft zurückzukehren, erscheint gerade im Hinblick auf die vor dem Zweiten Weltkrieg durchlaufene Wandlung zu einer hoch technisierten Wirtschaft als großes Zugeständnis an Deutschland.

Die Einführung einer Planwirtschaft nach deutschem Vorbild fand sogar bereits während des Krieges Zustimmung. Die Bereitwilligkeit, gerade im wirtschaftlichen Bereich zu kooperieren und Zugeständnisse an Deutschland zu machen, war von der Hoffnung getragen, dadurch im politischen Bereich Selbständigkeit zu bewahren.⁷⁵ Bedenkt man jedoch das Konzept der Planwirtschaft, erscheint es fast unmöglich, hier eine Trennung von wirtschaftlichen und politischen Belangen zu bewerkstelligen. Die politischen Überlegungen zur Lage der Wirtschaft und die mit Deutschland geschlossenen Handelsabkommen zeigen vielmehr, wie eng wirtschaftliche Vorgänge mit politischen Entscheidungen verbunden sind. Eine Trennung des „inneren Lebens des Staates“⁷⁶ und des Wirtschaftslebens, wie Stauning sie in seiner Rede vom Januar 1941 vorgab, wäre kaum möglich gewesen. Auf der anderen Seite war die dänische wirtschaftliche Kollaboration, wie Giltner argumentiert, wahrscheinlich gerade der Grund, warum das Land seine Sonderstellung unter den besetzten Gebieten aufrechterhalten konnte.⁷⁷ Hinzu kam die relative Unvertrautheit der deutschen Seite mit Dänemark und ihr Wunsch, ein wirtschaftliches Chaos zu vermeiden.⁷⁸ Die Auffassung der Regierung Stauning, durch Verhandlungen mit Deutschland das Schicksal Dänemarks für die Zukunft positiv beeinflussen zu können, mag daher zu ihrer Zeit berechtigt gewesen sein. Die Auseinandersetzung mit den wirtschaftspolitischen Fragestellungen der Jahre 1940/41 zeigt, wie eng diese Fragen mit dem Überleben des Landes unter der Besatzung verknüpft waren.

⁷⁵ Ebd., 259.

⁷⁶ Siehe Fußnote 46.

⁷⁷ Giltner 1998, wie Fußnote 17, 53.

⁷⁸ Ebd., 171.

REZENSIONEN
&
ANNOTATIONEN

Agilolf Keßelring: *Des Kaisers „Finnische Legion“. Die finnische Jägersbewegung im Ersten Weltkrieg im Kontext der deutschen Finnlandpolitik*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2005, 151 S.

Die Deutsch-Finnische Gesellschaft hat in ihrer Schriftenreihe in Zusammenarbeit mit dem Berliner Wissenschafts-Verlag schon mehrmals neuere Untersuchungen zur finnischen Geschichte einem deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht. Vor kurzem hat sie die Studie von Agilolf Keßelring über die Anfänge der finnischen Jägersbewegung in Deutschland in ihr Programm aufgenommen. Die hier geschilderte Ausbildung finnischer Freiwilliger während des Ersten Weltkrieges fußt auf einer an der Universität der Bundeswehr in Hamburg eingereichten Magisterarbeit, die von dem Militärhistoriker und Finnlandspezialisten Prof. Bernd Wegner betreut wurde.

Die vorliegende Untersuchung will, wie der Autor in der Darlegung seines methodischen Ansatzes anführt, nicht lediglich eine Bataillongeschichte des Königlich Preussischen Jägerbataillons Nr. 27 sein. Sie soll vielmehr die Hintergründe vor und unmittelbar nach dem Kriegsausbruch 1914 sowie vor allem die Phasen dieses anfänglichen „Pfadfinderkursus“ im Kontext der deutschen Finnlandpolitik bis Juli 1917 beleuchten. Nur die „deutschen Jahre“ sind Thema dieser Schrift, nicht jedoch die vor-

her stattgefundene Rekrutierung, der spätere Einsatz der Jäger in Finnland 1918 und ihre Rolle beim Aufbau einer finnischen Armee, die in finnischen Darstellungen einen Schwerpunkt bilden. Im vorletzten Kapitel gibt der Autor allerdings einen knappen Überblick zur Situation nach Beginn des finnischen Bürgerkrieges und fügt noch einige Gedanken zur späteren Rezeption der Jägersbewegung hinzu. Diese war laut Autor nach dem Sieg Mannerheims über die Roten Garden mit den Eigenschaften „weiß, antibolschewistisch und germanophil“ belegt worden.

Die in Finnland bis zum Mythos gesteigerte Rolle der Jäger bei der Erlangung und Bewahrung der Selbständigkeit ihres Landes fand u. a. Eingang in das voluminöse Werk von Matti Lauerma (1966), das lange Zeit als Standardwerk galt. Deutsches Aktenmaterial wurde erst von Osmo Apunen für seine Dissertation *Suomi keisarillisen Saksan politiikassa 1914–1915 (Finnland in der Politik des kaiserlichen Deutschland 1914–1915)* ausführlich ausgewertet. In letzter Zeit ist die Geschichte „der Jäger“ noch einmal neu in einem umfangreichen Werk von Matti Lackman (2000) zwar viel-

schichtiger und kritischer, im Sprachausdruck jedoch allzu polemisch beleuchtet worden. Auch der Titel seiner Untersuchung ist polemisch formuliert: „Für Deutschland oder für Finnland?“ (*Suomen vai Saksan puolesta?*). Mit dieser Frage, ohne sie als solche zu formulieren, geht Keßelring betont sachlich um.

Das erstgenannte Werk von Lauerma hat Keßelring verwerten können, das zweite wird jedoch nur in der nachträglich eingefügten Literaturübersicht lobend erwähnt. Auf alle Fälle kennt sich Keßelring sowohl in der deutschen wie finnischen Sekundärliteratur zum Thema aus, auch wenn ein Teil der finnischen Forschung für die Abfassung der ursprünglichen Magisterarbeit nicht zugänglich war. Unter den von ihm mit der Bezeichnung „Selbstzeugnisse“ angeführten wenigen Quellen hätten manche hier fehlende finnischen Erinnerungen, wie die des im Text erwähnten Aarne Sihvo und vieler anderer, das mentale Bild vielleicht etwas abrunden können. Sicherlich kann man Keßelring beipflichten, wenn er feststellt, dass die deutschsprachige Literatur zur Jägerbewegung „insgesamt als recht dürftig angesehen werden“ kann. Diese Lücke wird nun von ihm für eine wichtige Phase in der Geschichte der Jägerbewegung ausgefüllt.

Die Grundlage für Keßelrings Arbeit bildet das verwendete deutsche Archivmate-

rial. Allerdings sind die für eine Untersuchung dieses Themas primär in Frage kommenden Militärakten der preußischen Armee 1945 verbrannt. Das Kriegstagebuch des Jägerbataillons ist jedoch sowohl als deutscher Faksimiledruck von 1938 als auch im Original erhalten. Auf die einzige, aber bezeichnende Auslassung im Faksimile, die eine Dienstverweigerung der Finnen und Erschießung eines Jägers betrifft, geht Keßelring später ein. Keßelrings Hauptquellen sind Aktenbestände aus dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin und Mikrofilmkopien im Militärarchiv des Bundesarchivs, die aus dem finnischen Kriegsarchiv stammen, ohne dass diese im Quellenverzeichnis näher spezifiziert werden. Was die frühe Geschichte anbelangt, kann sich Keßelring auch auf die erwähnte Dissertation von Osmo Apunen von 1968 stützen. Im Anhang illustrieren sieben Reproduktionen von Einzelakten wichtige Phasen der Jägerausbildung. In einem dieser Aktenstücke ist auch die Benennung der Truppe als „Legion“ dokumentiert.

Da in der finnischen Geschichtsschreibung und öffentlichen Diskussion nur der Begriff „Jägerbewegung“ bekannt ist, erweckt die für Keßelrings Buch auch im Titel angeführte „finnische Legion“ Neugier. Die Erklärung wirkt plausibel. Die Bezeichnung „Legion“ war offenbar bei den zuständigen deutschen Stellen in der Anfangsphase der

Ausbildung in den Jahren 1915 und 1916 intern geläufig. Auch in anderer Hinsicht ist aufschlussreich, dass gerade in Finnland immer von einer „Bewegung“ gesprochen wurde. Damit wurde der aktivistische Ursprung im Lande selbst und das ideelle Ziel, die Selbstständigkeit, betont. Keßelring weist darauf hin, dass es sich von deutscher Seite 1915 zunächst „um einen einmaligen Kursus für potentielle Guerillakämpfer im Feindesland“ handelte. In der Hauptsache geht es in seiner Schrift also um die militärische Ausbildung, Schulung und das Training junger Aktivisten aus Finnland, um sie nach Möglichkeit für die deutschen Kriegsziele gegenüber dem Russischen Reich einzusetzen.

Einen breiten Raum nimmt bei Keßelring dennoch zunächst die Vorgeschichte ein: das Großfürstentum Finnland im Russischen Reich seit 1808, das „nationale Erwachen“, die „Russifizierungsmaßnahmen“ unter Zar Nikolaus II., all dies nach bewährtem Muster. Danach folgt ein Kapitel über die strategische Bedeutung Finnlands für Deutschland, wobei sich der Autor auf die Untersuchungen von Luntinen und Polvinen stützen kann.

Als nächstes wendet sich Keßelring den Anfängen der Idee zur Aufstellung einer „finnischen Legion“ an den Schaltstellen der deutschen Heerespolitik zu. Auch die von Finnen aufrechterhaltenen Organi-

sationen und Institutionen, die das Vorhaben unterstützten, werden kurz behandelt. Danach folgt eine Beschreibung des seit Januar 1915 durchgeführten „Kriegskursus für Ausländer“ und dessen spätere Umwandlung in eine 1.200 Mann starke Ausbildungsgruppe. Der Einfluss des Kommandeurs Major Bayer, über dessen Wirken vor dreißig Jahren Carl F. Ronsdorf bereits eine Monografie auf Deutsch verfasst hat, tritt hier deutlich hervor. Gegensätze zwischen finnischen Aktivisten, um Ziele und Verfahrensweisen wie zwischen Gummerus und Wetterhof, sowie innerdeutsche Kontroversen, u. a. Bedenken des Kaisers sowie Rücksichtnahmen in Richtung Schweden, werden anschaulich geschildert. Bekannt ist, dass bei der deutschen Werbung um Schweden eine Annexion der zu Finnland gehörenden schwedischsprachigen Ålandinseln als Köder angeboten wurde.

Der militärische Sachverstand des Autors kommt vor allen in den Kapiteln, in denen es um Aufstellung, Gliederung und Ausrüstung des Bataillons geht, zur Geltung. Zwei Organigramme, einmal über die geplante Gliederung und Unterstellung der „Finnischen Legion“ vom Juni 1915, dann noch einmal zur Gliederung nach der Mobilmachung des Jägerbataillons Nr. 27 im Sommer 1916, eine Karte, die den Einsatz des Jägerbataillons 27 im Stellungskrieg 1916 südlich von Riga veranschaulicht,

sowie einige Fotografien sind in den Text eingefügt. Die Phase des ersten Einsatzes an der russischen Front im Baltikum, also nicht auf „heimatlichem Boden“, ist auch in finnischen Untersuchungen, in Memoiren und populären Darstellungen vielfach behandelt worden. Auf der einen Seite sehen wir, wie Keßelring schreibt, die von den Teilnehmern erwünschte Identität als finnische Einheit für Finnland und „Keimzelle“ einer späteren eigenen finnischen Armee, auf der anderen Seite die blutige Realität an der Front. Er betont in diesem Zusammenhang die „starke Kampfkraft“ im Vergleich zu einem gewöhnlichen deutschen Infanteriebataillon.

Der Fronteinsatz wurde aber keineswegs nur positiv aufgenommen. Es kam sogar zu Dienstverweigerungen und Motivationsproblemen. Der Glaube an einen deutschen Sieg im großen Krieg hatte nachgelassen. Damit sind wir mitten in der so genannten Herbstkrise 1916; und im Januar 1917 kam es sogar zu einer Meuterei. Eine Klärung brachte dann die Unterstellung des Jägerbataillons unter das einheitliche Kommando, die „Sektion Politik“, des Generalstabs, womit, wie der Autor feststellt, die Einsatzfrage grundsätzlich geklärt war: „Die finnische Legion sollte auf finnischem Boden mit deutscher Hilfe für die Loslösung von Rußland kämpfen.“ Mit diesem Satz schließt die eigentliche Untersuchung zum

Thema, und es folgen die kurzen Kapitel zur Rezeption sowie der Ausblick.

Man merkt der Arbeit noch an einigen Stellen die ursprüngliche, gewiss sehr verdienstvolle Examensarbeit an: eine durchaus sympathische Vorsicht vor allzu schnellen Urteilen sowie in den Kapiteln zur allgemeinen geschichtlichen Entwicklung Finnlands ein gewisses Sich-Herantasten. Allzu viel grundsätzlich Neues kann die knapp gefasste Schrift über die „finnische Legion“ für finnische Forscher, deren Erwartungshorizont natürlich viel größer ist, nicht bieten. Es sind jedoch die positiv unvoreingenommene und nüchterne Betrachtungsweise des Autors, die fachkundige militärhistorische Substanz sowie die Verwertung bislang noch nicht benutzten deutschen Aktenmaterials, die auch im Ursprungsland der Jägerbewegung Interesse erwecken dürften. Auch wenn auf den 120 Textseiten nicht die Gesamtgeschichte der Jägerbewegung behandelt werden konnte, ist die Arbeit deutschen Lesern durchweg zu empfehlen. Nicht lediglich deshalb, weil die Jägerbewegung, wie Keßelring in seiner Einleitung schreibt, eine der Grundlagen für das Entstehen „einer unabhängigen finnischen Armee“ war, sondern weil wir hier einen Knotenpunkt deutsch-finnischer Beziehungen im 20. Jahrhundert vor uns haben.

Hannes Saarinen (Helsinki)

Klaus von See und Julia Zernack: *Germanistik und Politik in der Zeit des Nationalsozialismus. Zwei Fallstudien: Hermann Schneider und Gustav Neckel*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2004, 211 S.

Der vorliegende Band enthält zwei Fallstudien, die das Verhältnis von Germanistik und Politik in der Zeit des Nationalsozialismus beleuchten. Dabei legen die Autoren Julia Zernack und Klaus von See Wert auf die Feststellung, dass der Begriff „Germanistik“ nicht unserer heutigen Definition entspricht, da er zu Schneiders und Neckels Zeiten in einem wesentlich weiteren Umfang verstanden wurde und Gebiete wie Germanenforschung, Germanische Altertumskunde und Altnordistik zur Zeit des Nationalsozialismus den Kern des Faches bildeten.

Am Beispiel des Tübinger Wissenschaftlers Hermann Schneider (1886–1961) und seines Berliner Kollegen Gustav Neckel (1878–1940) versuchen von See und Zernack, die Rolle der Forschung und die Spielräume ihrer Vertreter auszuloten. Durch die intensive Beschäftigung mit allem „Germanischen“ kamen Schneider und Neckel zwangsläufig mit der Ideologie der Nationalsozialisten in Berührung.

Um ein genaues Bild der beiden Forscherkarrieren zu zeichnen, haben von See und Zernack die überlieferten Archivalien, Publikationen und private Brief-

wechsel der beiden Germanisten minutiös ausgewertet. Ihr Ziel ist es, aufzuzeigen, dass „das Verhalten der Hochschullehrer gegenüber dem ‚Dritten Reich‘ mit einer schematischen Unterscheidung von Parteigängern und Oppositionellen nicht angemessen charakterisiert werden kann“ (S. 8). Während Hermann Schneider dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstand, sah Gustav Neckel die Chance, sein Fach durch die ideologischen Ansprüche der neuen Machthaber aufzuwerten.

Im ersten Teil des Buches beschäftigt sich von See mit dem Tübinger Germanisten Schneider. Zunächst umreißt er Schneiders familiären Hintergrund und schildert dessen „Eingebundensein in die großbürgerliche, großstädtische Bildungswelt“ (S. 18). Danach beschreibt von See Schneiders beruflichen Werdegang während des Nationalsozialismus und führt aus, warum dem Tübinger Germanisten häufig ein ambivalentes Verhalten vorgeworfen wurde und wird. Von Seiten seiner Kritiker werden in der Regel vier Hauptkritikpunkte angeführt: seine Lehrtätigkeit in Bukarest, seine Teilnahme am „Kriegseinsatz der deutschen Geisteswis-

senschaften“, die Förderung des Habilitanden Joseph Otto Plassmann, der dem „Ahnenerbe“ der SS angehörte, sowie die Bewunderung für den völkischen Schriftsteller Erwin Guido Kolbenheyer, die auch über das Jahr 1945 hinausging.

Schneiders Berufung nach Bukarest findet auch im Internationalen Germanistenlexikon (König, Christoph (Hg.): *Internationales Germanistenlexikon 1800–1950*. Berlin 2003.) Erwähnung; allerdings kritisiert von See diejenigen, die aus der Berufung eine Affinität Schneiders zu nationalsozialistischem Gedankengut ableiten. Er zitiert eine Beurteilung des „Hauptamtes Wissenschaft“ der „Dienststelle Rosenberg“, die eine mögliche Berufung Schneiders nach Bukarest kommentiert: „Wir können ihn als politische Dienststelle nicht gerade befürworten; jedoch sind gegen seine Entsendung nach Bukarest wohl keine Bedenken zu erheben, zumal es u. E. nicht zu ertragen wäre, wenn bei der derzeitigen Lage in der Germanistik etwa einer der wenigen nationalsozialistisch arbeitenden Wissenschaftler in das Ausland geschickt würde.“ (S. 24) Zudem habe es nach 1945 in Bukarest die Absicht gegeben, Schneider als Gastprofessor einzuladen. Daraus schließt von See, dass dessen dortige Tätigkeit während der Kriegsjahre nicht als nationalsozialistische Kulturpropaganda empfunden wurde.

Auch in Schneiders Mitarbeit an dem Gemeinschaftswerk *Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaft* sieht von See kein Bekenntnis zum Nationalsozialismus, da Schneider in seinem Beitrag „Das deutsche Epos im Mittelalter“ nationalsozialistisches Gedankengut strikt vermeide: „Entstanden ist ein souveräner, bei aller Knappheit pointiert formulierter Überblick, der nur sehr selten der nahe liegenden Versuchung erliegt, den deutschen Geist gegen den des westlichen Nachbarvolkes auszuspielen.“ (S. 27)

Bei der Förderung Plassmanns durch Schneider räumt von See ein, dass eine Beurteilung dieses Sachverhalts schwieriger sei. Plassmann hatte bereits Ende der dreißiger Jahre versucht, sich in München zu habilitieren. Da dort jedoch Vorbehalte gegen seine Habilitationsschrift existierten, musste er diese 1940 zurückziehen. Eine Einschätzung, warum Schneider diese dann 1943 als Habilitationsleistung annahm, fällt von See fühlbar schwer. Er führt dieses Verhalten auf den politischen Druck seitens des „Ahnenerbes“ zurück. Für von See steht jedoch fest, dass Schneider die Arbeit Plassmanns über Widukind von Corvey als rein wissenschaftliches und nicht als politisches Problem betrachtete und die Schrift „aus bloßer – etwas schwächlich wirkender – Nachgiebigkeit akzeptierte

und seinen inneren Vorbehalten ein positives Urteil abzurufen versuchte.“ (S. 29)

Noch schwerer tut sich von See, wenn es um die Bewunderung Schneiders für den Schriftsteller Erwin Guido Kolbenheyer (1878–1962) geht. Dieser gilt als führender Vertreter der antimodernen, völkischen Literatur. Schneiders Begeisterung für dessen Schriften bezeichnet von See als „irritierend“ (S. 52). Das Argument, Schneider habe sich ihm verbunden gefühlt, weil Kolbenheyer von 1919 bis 1932 in Tübingen lebte, hält von See für wenig schlüssig. Eine andere Antwort bleibt er jedoch schuldig.

Um Schneiders Verhalten während der Zeit des Nationalsozialismus angemessen einordnen zu können, vergleicht von See dessen Laufbahn mit denen von sechs anderen Gelehrten aus dem „bürgerlichen Lager“. Dabei geht er auf jeden der sechs Wissenschaftler nur kurz ein, benennt einige wichtige Schriften, analysiert, ob in diesen Zugeständnisse an die herrschende Ideologie zu finden sind, und benennt zeitgenössische Reaktionen. Die Quintessenz dieses Abschnittes ist, dass auch liberale oder kritische Wissenschaftler Zugeständnisse an die Nationalsozialisten machten – eine Tatsache, aus der man jedoch nach von Sees Meinung nicht automatisch auf die Gesinnung der einzelnen Personen schließen könne.

Zu Recht bemerkt von See, dass auch das Verhalten der Wissenschaftler nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes von Bedeutung sei und daher betrachtet werden müsse, so dass er ebenso auf Schneiders Karriere nach 1945 eingeht. Bereits im Mai 1945 wurde dieser Rektor der Universität Tübingen und war so mit der Aufgabe betraut, das Vorgehen gegen politisch belastete Kollegen festzulegen. Für von See steht fest: Schneider hätte sich bei der Reorganisation der Universität und der Entlassung der belasteten Kollegen nicht in der beschriebenen Weise engagiert, „wenn er sich selbst im geringsten Maße schuldig gefühlt hätte oder wenn die die ihm seit Jahren vertrauten Tübinger Universitätskollegen, die nicht der NSDAP angehört hatten, ihn als politisch belastet angesehen hätten“ (S. 45). Es ist jedoch fragwürdig, den Umstand, dass jemand sich nicht schuldig fühlt, zu seiner Entlastung anzuführen, denn Realität und Selbsteinschätzung liegen oft weit auseinander.

Schließlich macht von See deutlich, dass er „zweifelsfrei beweisen“ kann, dass nicht Schneider das am 11. November 1933 in Leipzig beschlossene, so genannte „Bekenntnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat“ unterzeichnet habe, sondern der Leipziger Philosoph und Pädagoge

goge gleichen Namens. Die Unterschriften wurden während dieser Tagung nach Hochschulen und Universitäten gebündelt und darüber hinaus 118 Namen unter der Rubrik „Einzelne Wissenschaftler“ zusammengefasst. In dieser Rubrik erscheint der Name Hermann Schneider. Von See hat diese Liste überprüft und festgestellt, dass in ihr ausschließlich Leipziger Wissenschaftler aufgeführt sind. Somit müsse es sich also um den Pädagogen und nicht den Germanisten Hermann Schneider handeln.

In einem Anhang stellt von See eine Auswahl der Korrespondenz zwischen Schneider und Andreas Heusler zusammen. Dabei konzentriert er sich auf politische Äußerungen zu Hitler, dem Nationalsozialismus und der Situation in Deutschland und Europa. Für den Zeitraum 1920 bis 1935 sind die Schreiben beider vollständig erhalten, danach findet sich im Heusler-Nachlass nur noch ein einziger Brief Schneiders, doch auch aus den Äußerungen Heuslers lässt sich einiges über die politische Einstellung Schneiders ablesen.

Von See räumt ein, dass es schwierig sei, eine Antwort auf die Frage nach Schneiders Einstellung zum Nationalsozialismus zu finden, und so versucht er, moralisierende Äußerungen zu vermeiden, um zu einer ausgewogenen Analyse zu kommen.

Zu Recht bemerkt er, dass der Druck, sich in einem totalitären System anzupassen, mitunter von Nachgeborenen unterschätzt oder falsch bewertet wird. Im Laufe seiner Untersuchung wird deutlich, zu welchem Schluss er selbst gekommen ist: „Schneider [war] ein strikter Gegner sowohl der NS-Ideologie als auch jeder ideologischen Bevormundung der Wissenschaft“ (S. 57). Dabei lässt von See auch die schwierigen Aspekte wie die Bewunderung für Kolbenheyer oder die Habilitation Plassmanns nicht aus. Dadurch werden die Herausforderungen an eine kritische Wissenschaftsgeschichtsschreibung deutlicher, als wenn sich von See zu einem einseitigen Urteil hätte hinreißen lassen. Als klassischer Vertreter des Bildungsbürgertums war Schneider für ihn in erster Linie unpolitisch: „Sofern er nur meinte, ohne politischen Druck zu handeln, kümmerte es ihn nicht allzu sehr oder es war ihm nicht einmal bewusst, wenn er durch sein Handeln mittelbar dem Regime diene, – daher die Teilnahme am Sammelwerk *Von deutscher Art*, daher die Tätigkeit in Bukarest und daher auch die Habilitierung“ (S. 57). Ob eine solche Haltung indes nicht die gewisse Naivität eines gebildeten Mannes offenbart, lässt von See offen.

Ein wenig irritierend ist von Sees Argumentation im Hinblick auf die Untersuchung Hans Ulrich Gumbrechts über den

Romanisten Klaus Vossler. Gumbrecht bedauert, Vossler habe sich trotz seiner ablehnenden Haltung dem Nationalsozialismus gegenüber nie öffentlich geäußert, – eine Ansicht, die von See nicht teilen will: „[...] so verrät dies, wie mir scheint, eine naive Unkenntnis nicht nur der völligen Wirkungslosigkeit, sondern auch der zweifellos tödlichen Folgen eines solchen Handelns in der Diktatur“ (S. 37). Regimekritische Äußerungen waren mit Sicherheit gefährlich, dies steht außer Frage. Von völliger Wirkungslosigkeit zu sprechen, ist jedoch bedenklich, wird so doch jede Form des öffentlich geäußerten Widerstandes von vornherein als bedeutungslos degradiert.

Von Sees Konflikte bei der Beurteilung Schneiders zeigen sich anschaulich in der Wahl der Überschrift für den Anhang („Ich bin kein freier Mensch mehr...“), obwohl das Zitat mit den Worten „[...] und kein ehrlicher“ (S. 70) endet. Dass Schneider in einem Brief vom 29. Dezember 1933 äußert: „Immer wieder kommt mir das Gefühl: wenn ich recht und ehrlich täte, müsste ich meine Dienste aufsagen.“ (S. 77), macht deutlich, dass er sich der Tragweite seiner Handlungen durchaus bewusst war. Von Sees Entscheidung in Bezug auf die Überschrift spiegelt also letztlich seine Bewertung Schneiders wider. Dieser ist somit ein Paradebeispiel für die überaus schwierige

Situation derjenigen Wissenschaftler, die dem NS-Regime kritisch gegenüberstanden, gleichzeitig aber ihre öffentlichen Ämter nicht aufgeben mochten.

Völlig anders gestaltet sich der Fall Gustav Neckels, den Zernack untersucht. Neckel wurde 1935 an die Universität Göttingen zwangsversetzt, verbunden mit der Einrichtung einer Abteilung für Nordische Philologie am Seminar für Deutsche Philologie. Interessant sind die Vorgänge, die dieser Entwicklung zugrunde lagen. Dabei steht nicht die Frage nach Neckels politischer Einstellung im Vordergrund, denn seine Affinität zum Nationalsozialismus hatte er schon früh – auch in seinen Publikationen – offenbart. Neckels Geschichte ist vielmehr die einer Rufmordkampagne, die geprägt war durch Missgunst, Klatsch und Verleumdung. Zu Recht stellt Zernack in ihrem Vorwort die Frage, ob eine solche Affäre mit all ihren zwischenmenschlichen Verstrickungen überhaupt von wissenschaftsgeschichtlichem Interesse sei. Doch finde sich in der Intrige auch ein politisches Moment: „Darüber hinaus lässt die Angelegenheit erkennen, wie prekär die Lage der zunehmend als ‚Weltanschauungsdisziplin‘ aufgefassten Germanenforschung mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten geworden war, und zwar dadurch, dass nun mehrere Parteien um die politisch und ideologisch ‚richtige‘ Deutung der

germanischen Vorgeschichte im Sinne der neuen Machthaber konkurrierten.“ (S. 117). Zudem dokumentiere der Fall die Zerstörung der Hochschulautonomie durch die nationalsozialistische Wissenschaftspolitik.

Zernack betont, man könne Neckels Versetzung nach Göttingen nur bei einer oberflächlichen Betrachtung für politisch halten, da Neckel die ideologischen Forderungen an sein Fach akzeptierte und unterstützte. So wurden ihm denn auch nicht seine wissenschaftlichen Ansichten zum Verhängnis, sondern eine persönliche Fehde mit Bernhard Kummer, den er 1930 zu seinem Assistenten gemacht hatte. Um Neckels Positionen zu verdeutlichen, geht Zernack zunächst auf dessen Äußerungen zur Germanenkunde ein. Der Heusler-Schüler hatte es sich schon früh zum Ziel gemacht, das „Vorurteil“ von der Primitivität der Germanen zu widerlegen. Er unterstützte die Theorien des Ideologen Hermann Wirth, der zum Beispiel die Runen als den Beginn der europäischen Schriftgeschichte betrachtete. Dieser These entsprach Neckels Theorie, dass alle Kultur vom Norden ausgegangen und das als „klassisch“ anzusehende germanische Altertum infolgedessen auch der griechischen Antike überlegen sei. Diese Ansichten vertrat auch Kummer, dessen Schriften Teil der Debatte über das Verhältnis von Christentum und

Germanentum waren. Ideologisch standen sich Kummer und Neckel also durchaus nahe. Dennoch kam es zu einer Rufmordkampagne, die Neckel einen Teil seiner wissenschaftlichen Reputation kostete.

1934 wandte sich Kummer mit einem Brief an das „Amt Wissenschaft“ des Reichserziehungsministeriums und beschwerte sich über die Zustände am Seminar und über die Bevorzugung einer Studentin durch Neckel. Dieser versuchte, den Konflikt beizulegen, indem er Kummer anbot, ihn mit einer bereits 1934 erschienenen Schrift zu habilitieren. Darauf ging Kummer zunächst scheinbar ein, begann dann aber erneut, Briefe an das Ministerium zu schreiben, und kündigte seine Assistentenstelle. Die besagte Studentin war Neckels Assistentin und somit Kummers Kollegin Anne Heiermeier. Kummer brachte Gerüchte über eine Affäre zwischen den beiden bei den Verantwortlichen in Universität und Ministerium immer wieder zur Sprache, unter dem Vorwand, es ginge ihm um die Ehre und das Ansehen seiner Wissenschaft und der Person Neckels. Zernack sieht darin eine bewusste Vorgehensweise Kummers: „Das Bestreben, vermeintlich oder tatsächlich Anstößiges aus der Privatsphäre seiner Kollegen im Namen der ‚Germanenkunde‘ zum Politikum zu machen, ist charakteristisch für Kummers Vorgehen: Er insinuierte, dass Neckel,

der sich zunächst um völkische Belange verdient gemacht habe, unter den Einfluss einer Anhängerin der ‚katholischen Aktion‘ geraten sei, die im ‚Kulturkampf‘ auf der Seite der ‚konfessionell befangenen Germanenkunde‘ stehe“ (S. 149). Zernack betont jedoch, in Heiermeiers Schriften suche man vergeblich nach politischen Äußerungen, und bezeichnet sie als „ambitionierte Wissenschaftlerin, die sich aber trotz einzelner Erfolge institutionell nicht durchsetzen konnte“ (S. 165). Auch der Umstand, dass Dozentinnen Anfang der dreißiger Jahre an den Universitäten selten waren, könnte zu einer gesteigerten Aufmerksamkeit geführt haben.

Hinzu kamen Anschuldigungen eines gescheiterten Prüfungskandidaten, der Neckel Plagiat vorwarf. Neckel habe wesentliche Teile seines Buches *Deutsche Ur- und Vorgeschichtswissenschaft der Gegenwart* aus Gustaf Kossinnas Buch *Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft* abgeschrieben. Neckel wehrte sich auch gegen diesen Vorwurf, doch belegt Zernack, dass sich in der Tat ganze Absätze wörtlich oder leicht umformuliert bei Neckel finden, ohne dass sie als Zitat gekennzeichnet worden wären. Eine betrügerische Absicht vermutet sie jedoch nicht dahinter, ihr erscheint diese Handlung „auf befremdliche Weise unmotiviert und unnötig“ (S. 156).

All diese Vorgänge führten dazu, dass das Ministerium Neckel mit seinem Lehrstuhl zum 1. Oktober 1935 ohne Nennung von Gründen nach Göttingen versetzte. Zum 1. November 1937 wurde er dann wieder nach Berlin „berufen“, auch diesmal ohne Angabe von Gründen, wobei jedoch das Wort „Versetzung“ in auffälliger Weise vermieden wurde, wie Zernack betont. Neckels Rückkehr beendete die Affäre jedoch nur äußerlich. Vier Semester nach seiner Rückkehr musste er sich für eine psychiatrische Behandlung beurlauben lassen und starb am 24. November 1940 in einer privaten Nervenklinik an Lungenentzündung.

Abschließend bemerkt Zernack, dass es vor allem in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft ein Gerangel um ein der politischen Situation angemessenes Germanenbild gab. Damit verbunden waren persönliche Karriereinteressen insbesondere bei jenen Wissenschaftlern, die noch keine sichere berufliche Position erreicht hatten. So fiel auch Neckel dem Ehrgeiz eines politisch und weltanschaulich motivierten Nachwuchswissenschaftlers zum Opfer.

Die Schwierigkeiten bei der Bewertung von Wissenschaftlern im Nationalsozialismus sind schon lange bekannt, und auch die Schicksale von Neckel und Schneider sind bereits an anderer Stelle

Rezensionen

behandelt worden. Doch ist es das Verdienst des vorliegenden Bandes, durch die Ausführlichkeit und Ausgewogenheit der Darstellung die schwierige Situation der Wissenschaft in jener Zeit offen zu legen. Gleichzeitig wird deutlich: Eine kritische

Wissenschaftsgeschichtsschreibung darf sich niemals mit vorschnellen oder moralisierenden Urteilen zufrieden geben.

Anne Maria Burgmer (Köln)

Berit Nøkleby: *Krigsforbrytelser. Brudd på krigens lov i Norge 1940–45*. Oslo: Pax Forlag 2004, 197 S.

Berit Nøklebys Buch ist eine der vier bereits erschienenen Publikationen aus dem Umfeld des Projektes *Å overkomme fortiden. Rettsoppgjøret i Norge etter 1945 i internasjonalt perspektiv*, das an der Universität Oslo unter der Leitung von Hans Fredrik Dahl, Jon Elster, Stein Ugelvik Larsen und Øystein Sørensen durchgeführt wurde. Die weiteren Titel sind: Lars-Erik Vaale: *Dommen til døden. Dødsstraffen i Norge 1945-50* (2004), Hans Fredrik Dahl und Øystein Sørensen (red.): *Et rettfærdig oppgjør? Rettsoppgjøret i Norge etter 1945* (2004), Jon Elster: *Oppgjøret med fortiden. Internasjonalt perspektiv på overgangen til demokrati* (2004). Die ursprünglich für das Jahr 2005 geplante fünfte Publikation von Stein Ugelvik Larsen: *Oppgjøret med de norske frontkjemperne* ist bis heute nicht erschienen.

Das Projekt beschäftigte sich mit der Erforschung des Übergangs von der Diktatur zur Demokratie und sollte diesen interdisziplinär in historischer, juristischer und staatswissenschaftlicher Perspektive untersuchen. Im Fokus standen Umfang und Durchführung der rechtlichen Ahndung, ihre Stellung in norwegischer Politik und öffentlicher Meinung sowie ihre

nachhaltige Wirkung für die Demokratie in Norwegen.

Berit Nøkleby trug mit ihrer Monografie, die sie als Fortsetzung ihres im Herbst 2003 in Oslo veröffentlichten Buches *Gestapo. Tysk politi i Norge 1940–45* bezeichnet, einen bedeutenden Teil zu dem Projekt *Å overkomme fortiden* bei. Die Kriegsverbrechen, die von der Autorin untersucht werden, sind „Rechtsbrüche der Okkupationsmacht im Widerspruch zu den Gesetzen und Bräuchen des Krieges, soweit sie von den norwegischen und internationalen Organen nach 1945 aufgeklärt, verurteilt und bestraft wurden“ („lovbrudd begått av okkupasjonsmakten i strid med krigens lov og sedvane, slik de oppklart, domfelt og straffet av norske og internasjonale organer etter 1945“, S. 10).

Bei ihren Nachforschungen zu Kriegsverbrechen in Norwegen legt die Autorin ihr Hauptaugenmerk auf die deutschen Verbrechen und bedient sich der Kategorisierung der britischen Alliierten, die die ersten Verhöre deutscher Kriegsverbrecher noch vor Kriegsende in Norwegen durchführten: 1. Verbrechen, verursacht durch den Befehl Hitlers vom 18. Oktober 1942 über die Hinrichtung der alliierten

ten Soldaten, 2. Verbrechen gegen politische norwegische und ausländische Gefangene und 3. Verbrechen gegen Kriegsgefangene (verhaftete Soldaten) (vgl. S. 24). Der wesentliche Unterschied in der Behandlung der Angeklagten durch die norwegische Justiz bestand darin, dass sie zivilrechtliche Verfahren durchführte – im Gegensatz zu den Briten, die die Kriegsverbrecher vor ein Kriegstribunal stellten. Nøkleby skizziert die Probleme bei der Durchführung der Verhöre und Gerichtsverfahren, die mit der Repatriierung der Deutschen aus Norwegen noch nicht abgeschlossen waren. Die fehlende Bereitschaft der britischen Alliierten, der norwegischen Seite Einsicht in das bereits sichergestellte Material gegen inhaftierte Verdächtige zu gewähren führte dazu, dass im Sommer 1947 einige Kriegsverbrecher als Verurteilte der Alliierten in norwegischen Gefängnissen saßen, ohne dass die Norweger wussten, was diesen zur Last gelegt wurde (vgl. S. 36).

Aufgrund der übernommenen Kategorisierung der Kriegsverbrechen beschäftigt sich die Autorin mit den deutschen Nationalsozialisten in Norwegen und grenzt somit die norwegischen Mitläufer und Kollaborateure aus, die sich wegen Landesverrats nach dem Zweiten Weltkrieg vor norwegischen Gerichten zu verantworten hatten. Nøkleby spricht das Problem des Landesverrats an, jedoch nur im

Zusammenhang mit Verfahren gegen die deutschen Staatsbürger, die in Norwegen lange vor dem Krieg wohnten und dort sesshaft wurden (vgl. S. 71–74).

Der offenbar bewusste Verzicht auf Berücksichtigung der norwegischen Mitläufer und Kollaborateure wirkt auf den Leser befremdlich. Henry Oliver Rinnan, der mittlerweile als „Verräter“ in die norwegische Geschichte eingegangen ist, wird zumindest auf den Seiten 78 und 127f. genannt. Rinnan leitete während des Krieges eine Provokationsgruppe, deren Mitglieder die norwegische Widerstandsbewegung infiltrierten und somit zur Verhaftung von etwa 1000 Widerstandskämpferinnen und -kämpfern beitrugen. Rinnan wurde kurz nach der Befreiung ergriffen, wegen Mordes und Verrats angeklagt, verurteilt und 1947 hingerichtet, was jedoch aufgrund der definitorischen Einschränkung im Buch nicht behandelt wird. Dass Rinnan gerichtlich bestraft wurde, findet im chronologischen Verzeichnis der Kriegsverbrecher keine Erwähnung.

Aufgrund der Ausgrenzung der Landesverräter bietet sich ein nur sehr fragmentarisches Bild des historischen Geschehens. Dies gilt vor allem für den Abschnitt *Jødeaksjonen* (S. 135ff.), in dem die Autorin die Deportationen der in Norwegen ansässigen Juden beschreibt

und nur die beteiligten deutschen Nationalsozialisten SS-Hauptsturmführer Wilhelm Wagner, SS-Untersturmführer Klaus Grossmann und den Chef der norwegischen Staatspolizei Karl Marthinsen nennt. Ausgeblendet bleibt die Tatsache, dass die Aktion, die zur Verhaftung und Deportation von 762 Menschen führte, von denen die meisten innerhalb von zwei Tagen verhaftet und nach Auschwitz deportiert wurden, ohne Beteiligung von Kollaborateuren auf der norwegischen Seite unmöglich gewesen wäre. An den Inhaftierungen und dem Transport waren mehrere Hundert Menschen beteiligt: Staatspolizei, Bereitschaftspolizei, Kriminalpolizei, die norwegische *Hird*-Organisation, die Germanische SS-Norwegen sowie norwegische Taxifahrer. Verantwortlich für die Planung und Durchführung der Aktion war Knut Rød, der seit Juli 1942 Polizeinspektor für Oslo und Aker war. Rød wurde im Mai 1945 verhaftet und 1946 sowie 1948 in zwei Gerichtsverfahren freigesprochen. Nach seinem Namen sucht man bei Nøkleby vergeblich. Wagner dagegen wird auf der letzten Textseite mit seinem Strafurteil

wie folgt besprochen: „Wagner, der Gestapooffizier von der Victoria Terrasse [das Hauptquartier von Gestapo und Sipo in Oslo], der verantwortlich für die Deportationen war, bekam dafür zunächst die Todesstrafe, die Strafe wurde jedoch vom höchsten Gericht auf 20 Jahre herabgesetzt.“ („Wagner, den Gestapooffizieren på Victoria Terrasse som var ansvarlig for deportasjonene, fikk først dødsstraff for dette, men straffen ble nedsatt av Høyesterett til 20 år.“, S. 165) Damit entsteht der Eindruck, in Wagner den einzigen Schuldigen für die Aktion gefunden zu haben.

Berit Nøklebys Buch ist eine Bestandsaufnahme der durchgeführten Prozesse. Es enthält eine Referenzliste der Gerichtsverfahren und ihrer Urteile, die chronologisch am Ende zusammengefasst werden. Damit bekommt das Buch den Charakter eines Nachschlagewerkes und kann als solches in Bezug auf die Bestrafung deutscher Kriegsverbrecher gelesen werden.

Izabela Dahl (Berlin)

Anne Sørensen: *Stasi og den vesttyske terrorisme*. Århus: Århus Universitetsforlag 2006, 277 S.

Das Buch *Stasi og den vesttyske terrorisme* („Die Stasi und der westdeutsche Terrorismus“) ist die überarbeitete Version der Dissertation der Aarhuser Historikerin Anne Sørensen. Erhofft sich der Leser von dem schlagkräftigen Titel, der mit den Schlüsselwörtern „Stasi“ und „Terrorismus“ geradezu Aktualität, Skandal und Aktion ausstrahlt, einen Thriller, dann könnte er enttäuscht werden. Es gibt gewiss genug Literatur, die versucht, aus den Themen Spionage und Terror schnellen Gewinn zu schlagen. Sørensens Werk dagegen ist sachlich, analytisch und unsentimental. Das macht das Buch keineswegs weniger lesenswert, sondern unterstreicht seine Bedeutung im Vergleich mit oft perspektivlosen journalistischen Schnellschüssen.

Anne Sørensen möchte ihr Buch nicht im Kontext der heutigen Terrorgefahr oder des „Krieges gegen den Terror“ sehen. Ihr ursprüngliches Projekt hatte auch keinen Bezug zur aktuellen Debatte und lief schon vor dem 11. September 2001. Es war in seinem Ursprung ein rein historisches Unternehmen, und Sørensen erhebt auch nicht den Anspruch, „Terrorexpertin“ zu sein. Diese Zurückhaltung ist zwar ehrenwert, man kommt aber nicht an der

Frage vorbei, ob es nicht doch für die tagesaktuelle Terrorismus-Debatte von Vorteil wäre, den Terror von gestern und seine Organisationen zu studieren. Außerdem trägt das Wissen über die RAF dazu bei, dass das Terrorphänomen etwas näher rückt und greifbarer wird. Es handelt sich eben nicht um eine Erscheinung, die nur Araber und Muslime betrifft, sondern um etwas, das in gar nicht allzu ferner Vergangenheit auch die westdeutsche Mittelklassejugend ergriffen hatte.

Besonders für Dänen, die der „rote Terrorismus“ nicht so hart traf wie etwa die Deutschen oder die Italiener, ist dies eine gesunde Erkenntnis. In Dänemark blieb es nur bei einem Ansatz. Hier bildeten Linksradikale mit Verbindung zur palästinensischen Befreiungsfront PFLP die so genannte *Blekingegadebanden*, die das Potenzial hatte, eine Terrorzelle zu werden. Sie wurde aber schon in ihren Anfängen 1988 nach dem Überfall auf das Postamt in der Kopenhagener Købmagergade, bei dem ein Polizist ums Leben kam, festgenommen und verurteilt.

Das Buch von Anne Sørensen besteht aus sechs ungleich langen Abschnitten. Im ersten Teil des Buches wird die politische

Situation im geteilten Deutschland vorgestellt. Hierauf folgt eine Einführung in die RAF-Thematik und den „roten Terrorismus“ generell. Im dritten Teil präsentiert sie das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) der DDR mit besonderem Schwerpunkt auf dessen Hauptabteilung XXII (Terrorabwehr). Der vierte Abschnitt ist der längste des Buches. Hier untersucht Sørensen, wie das MfS mit dem westdeutschen RAF-Terror umging. Dies vollzieht sie an den Fällen Ulrike Meinhof, Michael Baumann, Till Meyer, Heinz Herlitz, Gudrun Stürmer, Brigitte Heinrich und Silke Maier Witt nach. Damit erfasst sie verschiedene „RAF-Generationen“ und verschiedene Fragen, die sich für das MfS stellten. Abgerundet wird das Buch mit einem Exkurs zum „roten Terrorismus“ als Vergangenheit.

Dabei berührt Sørensen sowohl den Terror als nationales Tabu in Deutschland als auch als popkulturelles Phänomen. Zu letzterem zählt unter anderem der tägliche Comic *Strid* in der dänischen Tageszeitung *Politiken*. In der umstrittenen Serie des Zeichners Jacob Martin Strid tritt sein Alter Ego Strid auf – eine kleine, niedliche, aber auch hitzige Figur. Eine Zeit lang erschien *Strid* mit „der AK-47 von Ulrike Meinhof“. Auf die Aussage des dänischen Publizisten Carsten Jensen, der deutsche Staat habe seine volle Sym-

pathie gehabt, als er Terroristen in ihren Tod jagte, reagierte die Strid-Figur unter anderem mit der Antwort: „Die RAF liquidierte ehemalige Nazis, Wirtschaftspitzen und Politiker, die unter anderem für den Vietnamkrieg die Verantwortung trugen, der Tausenden von Frauen und Kindern das Leben kostete. Die RAF übte nie zufälligen Terror mit Bomben in Supermärkten oder so aus. Zu Weihnachten 1972 startete sie eine Aktion gegen einen US-Militärstützpunkt, wobei zwei amerikanische Soldaten umgebracht wurden. Die Aktion hielt die Napalmbombardements in Vietnam mehr als zwölf Stunden auf. Ist das Terror? Nein verdammt! Es war cool.“ („RAF likviderede tidligere nazister, erhvervsfolk og politikere, som var ansvarlige for bl. a. Vietnamkrigen, der kostede 1000'er af kvinder og børn livet. De lave aldrig tilfældig terror som bomber i supermarkeder o. lign. I julen 72 lavede de en aktion mod en US-militærbase i Tyskland, hvor 2 amerikanske soldater blev dræbt. Aktionen stoppede napalmbombningen i Vietnam i over 12 timer. Er det terrorisme?! Gu det EJ – det var fedt!!!, S. 227) Der Exkurs verdeutlicht damit die ganz verschiedenen Entwicklungen des RAF-Bildes in der Politik und in der Populärkultur, wo das Markenzeichen der Gruppe, das Sternchen mit dem Kalaschnikow-Sturmgeschütz, seinen Platz gefunden hat.

In ihrer Untersuchung über das Hauptthema, das Verhältnis von MfS und RAF, geht Sørensen vor allem den folgenden Fragen nach:

1. *Der stillschweigenden Akzeptanz*, durch die gesuchte Terroristen ungehindert ostdeutsches Territorium für den Transit nutzen konnten,
2. *Dem aktiven, offensiven Handeln*, wobei das MfS den Terroristen direkt mit Waffenübungen und geheimem Asyl half,
3. *Der Einsammlung von Nachrichten*, wobei es darum ging, unter Anwendung konspirativer Methoden so viele Informationen wie möglich zu beschaffen.

Die Punkte 1 und 2 wurden in Deutschland schon breit ausgewertet, und nicht zuletzt in Volker Schlöndorffs Film *Die Stille nach dem Schuss* von 1999 populärisiert. Angesichts der aktiven und passiven Unterstützung der RAF könnte die Vermutung nahe liegen, dass die DDR die westlichen „roten Terroristen“ als revolutionäre Kampfgefährten betrachtete und die verärgerten Jugendlichen zu weiteren Aktionen anspornte. Dies war jedoch laut Sørensens Analysen nicht der Fall. Obwohl die Linksterroristen möglicherweise „progressive Ziele“ anstrebten, wurden sie vom MfS als „Pseudorevolutionäre“ („pseudorevolutionære“), „kleinbürgerliche Revoluzzer“ („småborgerlig revolutionslyst“), „anarchistische Gewalttäter“ („anarkistiske voldsmænd“) oder

„Lumpenproletarier“ („pjalteproletarer“), „angeführt von Adeligen und Intellektuellen“ („ledet af adelige og intellektuelle“) bezeichnet (alle Zitate S. 125). Die Terroristen wurden also nicht als Alliierte betrachtet, sondern als Vertreter „konterrevolutionärer Zielsetzungen“. Gemäß den Quellen, die Sørensen aufgetan hat, wurden die westdeutschen Terroristen von einer „pseudorevolutionären Phraseologie“ („pseudorevolutionære fraseologi“, S. 127) getrieben, die weit „entfernt war vom Kampf der marxistisch-leninistischen Arbeiterbewegung“ („fjernt fra den marxistisk-leninistiske arbejderbevægelses kamp“, S. 127).

Sørensen trifft hier einen wichtigen Punkt. Die linksradikalen Jugendlichen der siebziger und achtziger Jahre ließen sich nämlich nicht unbedingt von den im Ostblock vorherrschenden marxistisch-leninistischen Ideologien antreiben, sondern wandten sich häufiger dem Kommunismus in seiner maoistischen und trotzkistischen Ausprägung zu. Diese „Splitterideologien“ wurden von Moskau und Ostberlin mit großer Sorge betrachtet, auf höchster Ebene unter den führenden Politikern der sozialistischen Staaten mehrmals besprochen und von den Regimes aktiv bekämpft – auch konspirativ. So setzte die Hauptverwaltung Aufklärung (HVA), der Auslandsnachrichtendienst der DDR, zum Beispiel Leute ge-

gen die Maoisten in Dänemark ein. Vor dem Hintergrund dieses ernsten Kampfes um die Deutungshoheit in der kommunistischen Bewegung muss auch der Einsatz gegen die terroristische Linke verstanden werden. Das gilt vor allem für die aktive Aufdeckung der linksradikalen Netzwerke, die bei weitem nicht nur aktive Terroristen umfassten.

Der Einsatz des MfS war auf diese Weise mehrdeutig. Es handelte sich nicht um die Unterstützung von westlichen Chaoten, sondern um ein Geben und Nehmen, bei dem das MfS bestrebt war, die Kontrolle zu behalten, jedoch auch bereit war, internationale Risiken einzugehen – wie etwa bei der Einbürgerung von Ex-

Terroristen. Die Unterstützung der westdeutschen Behörden lag den Sicherheitskräften der DDR fern. Die Logik des Kalten Krieges sah nicht vor, dass man auf diese Weise, wenn nicht unbedingt notwendig, dem westlichen Klassenfeind entgegenkam.

Anne Sørensen tut sich mit ihrem Buch als eine der wenigen dänischen Historiker hervor, die sich mit deutscher Zeitgeschichte befassen. Durch ihre analytischen Fähigkeiten zeigt sie, dass sie als Vertreterin von Nachwuchswissenschaftlern auch für deutsche Kollegen eine ernstzunehmende Ansprechpartnerin ist.

Thomas Wegener Friis (Odense)

Uffe Ellemann-Jensen: *Fodfejl. Da Danmark svigtede under den kolde krig*. Kopenhagen: Gyldendal 2005, 390 S.

Uffe Ellemann-Jensen zählt zu den profilierten und international geschätzten Persönlichkeiten dänischer Politik: als Abgeordneter im *Folketing* von 1977 bis 2001, Vorsitzender der liberalen *Venstre* von 1984 bis 1998 und nicht zuletzt als Außenminister im Kabinett von Ministerpräsident Poul Schlüter von 1982 bis 1993. Auf seine Zeit als Außenminister bezieht sich auch das jüngste von inzwischen über einem Dutzend Büchern, mit denen der gelernte Journalist den politischen und gesellschaftlichen Diskurs Dänemarks seit bald vier Jahrzehnten immer wieder angeheizt und bereichert hat.

Ellemann-Jensen schreibt mit offenkundiger Gabe zu griffigen Metaphern und pointierten Wortspielen. Dies belegt schon der Buchtitel: *Fodfejl* (wörtlich: „Fußfehler“) verweist auf die so genannte „Fußnoten-Periode“ dänischer Außenpolitik in der Endphase des Kalten Krieges. Die Bezeichnung resultiert aus dem Umstand, dass Dänemark in dieser Zeit in eine Sonderrolle innerhalb der NATO rückte, indem es in zentralen Fragen wie dem Doppelbeschluss abweichende Standpunkte einnahm, die eben durch Fußnoten in den Abschlusskommuniqués der NATO-Ratstagungen dokumentiert wurden.

Für Ellemann-Jensen steht die Fußnoten-Periode für das Versagen Dänemarks im Kalten Krieg, weil es „seine Freunde und Alliierten in der NATO“ („sine venner og allierede i NATO“, S. 7) im Stich ließ. Da er als Außenminister an diesem Versagen Teil hatte, ist *Fodfejl* vor allem als Versuch zu verstehen, die eigene Rolle während „eines dunklen Kapitels“ („et mørkt kapitel“, S.7) dänischer Außenpolitik ins rechte Licht zu rücken.

Wie er dies tut, verrät die Gliederung des Buches, die wie die Wiedergabe eines dramatischen Theaterstücks scheint. *Scenen* („Die Bühne“) lautet die Überschrift des ersten Teils, in dem Ellemann-Jensen die historischen Hintergründe der Fußnoten-Periode skizziert und in einer Mischung aus persönlicher Lebenserinnerung und zeitgeschichtlicher Dokumentation den Verlauf des Kalten Krieges und Dänemarks Rolle in der NATO nachzeichnet. Der zweite und mit 188 Seiten bei weitem längste Teil des Buches über „Das Spiel und die Akteure“ (*Spillet og aktørene*) ist dann der eigentlichen Inszenierung, der Fußnoten-Periode zwischen 1982 und 1988, gewidmet. „Nachspiel“ (*Efterspil*) heißt der dritte und letzte Teil, in dem zunächst Dänemarks außenpoliti-

sche Entwicklung bis in die Gegenwart geschildert wird, bevor Ellemann-Jensen seine abschließenden *eftertanker* formuliert. Die zweite Auflage des ursprünglich 2004 erschienenen Buches enthält darüber hinaus ein zehnteitiges Postskriptum, in dem Ellemann-Jensen die im Auftrag der Regierung vom Dänischen Institut für Internationale Studien (DIIS) erstellte und im Sommer 2005 vorgelegte Studie „Dänemark im Kalten Krieg“ kommentiert (Dansk Institut for Internationale Studier (Hg.): *Danmark under den kolde krig*, 4 Bde, Kopenhagen 2005). Sein Fazit: Nichts in dem vierbändigen Werk von 2.350 Seiten rüttle an den Schlussfolgerungen, zu denen er selber in diesem Buch gelangt sei; und diese besagen im Kern, dass Dänemarks außenpolitisches Versagen im Kalten Krieg vor allem eines war: „dänische Innenpolitik“ („dansk indenrigspolitik“, S. 373).

Tatsächlich hatte die Fußnoten-Politik primär innenpolitische Ursachen, insofern sie gegen den erklärten Willen der Regierung Schlüter erfolgte. Deren liberal-konservative Minderheitskoalition war jedoch im *Folketing* einer alternativen sicherheitspolitischen Mehrheit, bestehend aus Sozialdemokraten, Liberalen (RV) und Sozialisten (SF und VS), ausgeliefert, die jede Gelegenheit wahrnahm, der Regierung ihre außenpolitische Linie aufzuzwingen, um sie damit wahlweise zu Fall

oder in Widerspruch zu den NATO-Partnern zu bringen. Genau betrachtet stehen daher nicht Fußnoten im Mittelpunkt des Buches, sondern die ihnen zugrunde liegenden parlamentarischen Debatten und Beschlüsse. Diese *dagsordener* (wörtlich „Tagesordnungen“) genannten Erklärungen sind eine Besonderheit des dänischen Parlamentarismus. Sie werden vom *Folketing* am Ende einer Debatte verabschiedet, um den mehrheitlichen Standpunkt des Parlaments in einer bestimmten Frage zum Ausdruck zu bringen, oft verbunden mit konkreten Handlungsaufforderungen an die Regierung. Weist diese eine „Tagesordnungserklärung“ zurück, weil sie sich außer Stande sieht, dieser nachzukommen, ist es politischer Brauch, dass sie zugleich ihren Rücktritt verkündet oder Neuwahlen ausschreibt. Entgegen diesem politischen Brauch – und darin liegt das Kennzeichen der Fußnoten-Periode – trat die Regierung Schlüter jedoch nicht zurück, obwohl ihr zwischen 1982 und 1988 in mindestens 27 Fällen „Tagungsordnungserklärungen“ aufgezwungen wurden, die sie nicht akzeptieren und umsetzen wollte.

Ellemann-Jensen verwendet vor diesem Hintergrund viel Energie darauf, der Sozialdemokratie die Hauptverantwortung für die Fußnoten-Politik zuzuweisen, weil sie in „ihrer historischen Rolle als verantwortliche und regierungstragende Par-

tei“ („sin egen historiske rolle som ansvarligt og regeringsbærende parti“, S. 361) versagt habe. Die Sozialdemokratie habe eine unselige Tradition außenpolitischer Unzuverlässigkeit entwickelt, das heißt die Neigung, den sicherheitspolitischen Konsens im Land, den sie als Regierungspartei über Jahrzehnte mitgeformt und verteidigt hat, immer dann öffentlich in Frage zu stellen und zu untergraben, wenn sie in die Opposition gerät. Belege dafür findet Ellemann-Jensen durch die Zeiten. Respekt zollt er beispielsweise Ministerpräsident H.C. Hansen (1955–60) für seine stillschweigende Akzeptanz der Stationierung von US-Atomwaffen auf der Militärbasis Thule auf Grönland, nicht jedoch dessen späteren Nachfolger Jens Otto Krag (1962–68, 1971–72), der zwar auch von dem Grönland-Arrangement wusste, öffentlich aber dagegen Front machte, nachdem seine Regierung 1968 abgewählt worden war. Gleiches wiederholte sich 1979 beim NATO-Doppelbeschluss, der von Anker Jørgensen als Ministerpräsident (1972–73, 1975–1982) mit beschlossen und mitgetragen wurde, vom Oppositionsführer Jørgensen dann aber ab 1982 bekämpft wurde. Ellemann-Jensen nennt dies „das sozialdemokratische Doppelspiel“ („det socialdemokratiske dobbeltspil“, S. 74) gegenüber den Alliierten und meint damit eine Kontinuität mangelnder Loyalität und Solidarität aus

kurzfristigem partei- und machtpolitischem Kalkül.

Ellemann-Jensen trägt seine These des sozialdemokratischen Doppelspiels ausführlich, detailreich und insgesamt überzeugend vor. Nicht überzeugend ist dagegen der damit einhergehende Versuch, Dänemarks Versagen im Kalten Krieg den Sozialdemokraten anzulasten. Sicherlich ist Ellemann-Jensen darin zuzustimmen, dass die Fußnoten-Politik einen hohen Preis hatte. Dänemark verlor nicht nur Ansehen und Vertrauen bei seinen Bündnispartnern in der NATO, sondern musste letztlich auch eine „geringere Sicherheit“ („en ringere sikkerhed“, S. 364f.) in Kauf nehmen. Doch gerade wenn man dieser Bewertung folgt, stellt sich um so dringender die Frage, warum die Regierung Schlüter sich zum außenpolitischen Schaden des Landes über sechs Jahre von der Opposition demütigen ließ, ohne die Konsequenzen zu ziehen und schon lange vor 1988 Neuwahlen auszuschreiben.

Bei dieser Frage wird der sonst so eloquente Autor schmallippig. Nur zwei kurze Passagen im Buch (S. 123/128–31 und 363f.) geben Auskunft über die Beweggründe der Regierung Schlüter, trotzdem weiterzumachen. Dabei räumt Ellemann-Jensen zwar ein, dass es „viele Meinungsverschiedenheiten innerhalb der

Regierung“ („mange meningsbrydninger internt i regeringer“, S. 364) gegeben habe, Ausschlag gebend sei jedoch gewesen, dass sich die Koalition vor allem dem Auftrag verpflichtet sah, die maroden Staatsfinanzen zu sanieren und ein dringend erforderliches wirtschaftspolitisches Reformprogramm durchzusetzen. Im Grunde fällt der Vorwurf des sozialdemokratischen Doppelspiels damit auf den Autor zurück. Die Regierung Schlüter war letztlich ebenso wie die Opposition bereit, Dänemarks außenpolitische Verlässlichkeit aufs Spiel zu setzen, um innenpolitische – sprich: wirtschaftspolitische – Ziele zu erreichen. Am Ende der Lektüre steht daher eher der Verdacht, dass der Kalte Krieg in den achtziger Jahren in Dänemark von keiner Seite mehr so richtig ernst genommen wurde.

Trotz des verfehlten Versuchs der Selbstrechtfertigung liest sich das Buch mit Gewinn. Es vermittelt Einblick in die für auswärtige Beobachter oft schwer zu durchschauende innenpolitische Auseinandersetzung in Dänemark und in die ausgefeilten Mechanismen des dänischen Parlamentarismus. Neben einer klaren und leicht verständlichen Sprache bereichern zudem über 100 Fotos und Karikaturen die Darstellung. Hilfreich sind auch die zahlreichen Einschübe mit Kurzbiografien wichtiger Politiker oder thematischen Stichworten. Uffe Ellemann-Jensen hat mit *Fodfejl* gewiss nicht *die* Version der Fußnoten-Periode geliefert, aber immerhin hat er *seine* Version auf informative und sympathische Art dargelegt.

Carsten Schymik (Berlin)

Øyvind Østerud (ed.): *Norway in Transition: Transforming a Stable Democracy*. London / New York: Routledge 2007, 219 S.

This author recalls an episode the morning after the Norwegian general election on September 10, 2001. Just as I was watching smoke pouring out of one the Twin Towers, I received a call from the director of the political science department in Vilnius – where I was based at the time. In a state of awe, I mentioned the terrible images from New York – of which he was clearly blissfully unaware, as he replied: “listen, I have a much more important issue to bring up.” The issue in question was a radio reporter who wanted to ask me about Norway after the fresh election. The journalist must have been equally unaware of the monumental changes that were taking place across the Atlantic, since he kept posing cheerful questions about Norway. Feeling somewhat upset about what I saw on CNN – let alone by the shocks that were still to come – I do not remember very clearly what was said during our conversation, but I do recall the journalist asking me: “what can Lithuania learn from Norway?” Again, I am not sure what I possibly could have answered, but I have often thought about this question later: “What are the lessons to be learnt from Norway?” Is Norway at all interesting for comparative political scientists? The

paradox of Norway, I have come to conclude, is that it is a rather boring, yet highly anomalous, case in the comparative literature: “boring” due to its affluence, stability, homogeneity and comprehensive welfare system; “anomalous” because nearly all countries with vast natural reserves tend to be rather unstable, corrupt and undemocratic: look to Russia, Nigeria, Venezuela, or the entire Middle East.

The volume at hand, originally published as a special edition of *West European Politics*, presents the case for a stable democracy under transformation, as it were. Norway, like practically all contemporary states, has indeed been compelled to re-adjust to global changes on a fairly comprehensive scale. Hence, the public sector is being restructured and streamlined, governing principles are being reinterpreted, cosy corporatist structures make way for greater pluralism, voters are less loyal to the political parties, authorities are less trusted, and so forth. In his typically crisp style, Østerud presents a tidy overview of the state of contemporary Norway in the introductory chapter. Moreover, he points out three fields in which Norway appears to be “interesting

to the outside world”: 1. the Norwegian “political model” – with its from-the-cradle-to-the-grave welfare services; 2. the peculiar international position of the country – not least because of its notorious decision to turn down EC/EU membership twice; and 3. its posture in international affairs – this is the land of the Nobel Peace Prize, after all. Somewhat unfortunately, though, the two (overlapping) international dimensions are all but ignored in the subsequent chapters.

Why is that so? It is perhaps rather fitting that foreign policy is so overlooked: just as the European Community transformed itself into a vast entity of 27 members (and, perhaps, still counting), successive Norwegian governments have been forced to balance the negative outcome of the 1994 referendum with a quiet EU adaptation. As an EFTA member, Norway has obtained nearly all rights – and taken on a similar number of obligations – of the Common Market via the European Economic Area (EEA) agreement, the brainchild of former EU Commissioner Jacques Delors, and enthusiastically embraced by the mighty Norwegian Prime Minister at the time, namely Gro Harlem Brundtland. Mrs. Brundtland clearly saw the EEA as a waiting room for upcoming EU members. It might have worked this way, had it not been for the fact that most other

original members (Sweden, Finland and Austria) quickly left the room, while Switzerland never even entered. Importantly, the EEA was not cut out to be a platform for other, much poorer EU contenders, which left smallish Norway alone in the room with two Lilliputian states, namely Iceland and Lichtenstein. Although the EEA agreement may in fact have been the only sensible way out of the chaos for the – for once – so divided nation: after all, the voters had not cast their ballot on the alternatives to membership. Arguably, when leading EU opponents toyed with the idea of launching a “different” agenda (i.e. *annerledeslandet*), staying outside could have entailed far more radical changes than membership would. Be that as it may, many opponents and advocates agree on one thing: the EEA is a rather lacklustre compromise, implying that Norway must keep up with the bureaucratic implementation of the *Acquis*, while not actually having much of a say in terms of shaping EU laws – taxation without representation, as it were. The Peace Prize and a couple of fine detours to Sri Lanka, Guatemala and the Middle East aside, Norwegian foreign policy does not offer that luring, independent voice as many EU-opponents may have anticipated back in the 1990s. I would imagine that foreign policy is a lot more interesting in, say, Helsinki than in Oslo.

On balance, what this book offers is a fairly conventional sequence of public policy studies. Several of the authors discuss the health of the “Norwegian model”. Christensen brings up the core elements of the Nordic / Norwegian model of governance, suggesting that it is being transformed by a recent reformist impetus. This reform wave, an underlying theme in several chapters of this volume, is largely derived from New Public Management (NPM) – a highly influential paradigm within the school of public management studies, seemingly affecting the public sector machinery in the entire Western hemisphere. Rommtvedt examines a different set of changes to the Norwegian model of governance, in a chapter dedicated to the decline of neo-corporatist arrangements and, consequently, the greater dispersion of power. A consequence of this “pluralisation” is, according to the author, a shift of power from the executive to the legislature. This change may be a good thing for representative democracy, although it invariably brings along more instability, as Strøm, Narud and Valen’s chapter testifies to. The authors weight up the implications of Norway’s long-held traditions of minority governments. One of the implications, it seems, is that it weakens the accountability of the executive branch, which again means that the voters may have a hard time identifying the parties – particularly

those in power. Heidar’s chapter echoes many of these arguments, as he tries to account for the recent “diffusion” of the Norwegian party system. Nobody symbolises these changes more visibly than Carl I. Hagen, the leader of the somewhat preposterous Progress Party for almost 30 years. Mr. Hagen has been admired and despised in equal measures by the general public. He may well have whipped up xenophobia and anti-establishment sentiments among the voters, or even helped undermine general trust in the Norwegian political class. But he is nevertheless one of the most influential figures on the Norwegian political scene during the last two decades.

Centre-periphery relations receive the bulk of the attention in two chapters, each arguing that recent local government reforms – largely based on the mantra of the aforementioned NPM thinking – represent a new form of centralism. Arguably, the centre-periphery dimension has always played a more prominent role in Norwegian politics than in, say, Sweden or Denmark – even if Norway shares with the rest of Scandinavia a time-honoured tradition of centralism. Tranvik and Selle, however, argue that centre-periphery relations are being curtailed. This shift spells dramatic changes at the very core of the Norwegian democracy model – even more profoundly, the authors claim, than

in other European democracies. Conversely, Baldersheim and Fimreite are open for the prospects of a new form of regionalism, albeit based on considerably larger territories than the current, smallish municipalities.

At a glance, many of these chapters seem to suggest that Norway is in a severe state of flux. Is that really the case? All things considered, Norwegian politics remain as solid and peaceful as a fjord! Suitably, then, in the final chapter of this volume, Engelstad and Gulbrandsen suggest that the basic features of the Norwegian welfare model remain underpinned by solid support from the political establishment as well as business leaders. Since a push for change to the welfare model is unlikely to come from below, the “Norwegian model” might just tag along for the foreseeable future. At least as long as the vast natural reserves keep flowing. But herein lays an interesting paradox of Norway: the oil wealth may turn out to be more sour than sweet. Many Norwegian citizens question the wisdom of saving the revenues from these resources, shrugging off the suggestion that spending would create inflation. They consider the so-so standards of schools and hospitals and ask: why can we not invest more on improvements? In an interesting contribution, Listhaug addresses the issue of “resource curse”, which has poisoned politics in many oil-

rich countries around the world, but he finds the presence of just a mild form of this curse in the Norwegian case. His study reveals that many citizens question the self-imposed restriction on public spending – and perhaps even warm to the tax and spending proposition made by the Progress Party: you can have the cake and eat it. Nevertheless, Norwegians continue to put their trust in their political institutions. Listhaug’s chapter demonstrates that Norway in fact is a rather curious case in the comparative literature.

Norway in Transition works quite well as an introductory text on contemporary Norwegian politics – better, in fact, than many single-authored books that are available on the market. By and large, the contributors are well-established heavyweights within the Norwegian political science community. Solid and credible stuff, for sure, but the readers are deprived of fresh and perhaps even thought-provocative perspectives on Norway. Once again, what is interesting about Norway from a comparative perspective? If you already hold the opinion that Norwegian politics is rather dull, you are not likely to change your mind after reading this volume.

Kjetil Duvold (Berlin)

Christine Frisch: *Modernes Aschenputtel und Anti-James-Bond. Gender-Konzepte in deutschsprachigen Rezeptionstexten zu Liza Marklund und Henning Mankell*. Huddinge: Södertörns högskola 2005, 88 S. (= Södertörn Academic Studies; 27).

Christine Frisch beschreibt ihre 88 Seiten kurze Studie als „Beitrag zur Rezeptionsforschung mit Fokus auf die Gender-Perspektive“ (S. 8). Grundlage für die Untersuchung stellen von der Autorin als „Netztexte“ bezeichnete deutschsprachige Onlinerezensionen zu Büchern von Liza Marklund und Henning Mankell sowie als „traditionelle Rezeptionstexte“ beschriebene, ebenfalls deutschsprachige, Texte über die beiden AutorInnen aus den Printmedien dar. Die Auswahl der beiden AutorInnen beschreibt Frisch als „relativ austauschbar“ (S. 9), geht es ihr hier doch mehr um eine Fallstudie als um eine umfassende Analyse der Rezeption weiblicher und männlicher AutorInnen. Marklund und Mankell sind allerdings als KrimischriftstellerInnen, von ihrer Popularität unter deutschsprachigen LeserInnen und damit vom Aufkommen an Texten über sie und ihre Bücher her vergleichbar.

Der Analyse oben genannter Rezeptionstexte stellt Frisch ein Theoriekapitel voraus, in dem sie in die Rezeptionstheorie und den Zusammenhang zwischen Ge-

schlecht und Rezeption einführt. Frischs These, dass das Geschlecht des Autors/der Autorin die Rezeption beeinflusse, bestätigt sich in ihrer nachfolgenden Untersuchung von Onlinerezensionen. Die AmateurrezensentInnen behandeln Marklund und Mankell demnach unterschiedlich: Texte über Marklunds Bücher nehmen oft Bezug auf das Privatleben der Autorin, attestieren den Romanen autobiografische Bezüge und beurteilen sie nach ihrer Glaubwürdigkeit, während Mankell durch seine „öffentliche Rolle als Kulturarbeiter“ (S. 37) charakterisiert, zum politischen Geschehen befragt und ihm ein höherer Status als der eines Krimischriftstellers zugeschrieben wird. Tendenziell würde Mankell „mehr zugetraut“, während man Marklund kritisieren, wenn sie mit allgemeinen politischen Betrachtungen das triviale Genre verließ (S. 37). Diese Tendenzen bestätigen sich Frisch zufolge auch in der Rezeption durch die Printmedien. Während Marklunds *Olympisches Feuer* in der Berliner Morgenpost als „unterhaltende Sommer-Lektüre“ beschrieben wird, betont ein Rezensent der

Neuen Luzerner Zeitung die „bewundernswerte literarische Qualität“ von Mankells *Rückkehr des Tanzlehrers*. In ihren abschließenden Bemerkungen verortet Frisch die unterschiedliche Rezeption von Marklund und Mankell in einer langen Tradition der Trivialisierung, Personalisierung und damit Abwertung von Schriftstellerinnen und ihren Texten. Zwar habe die Vermittlung von Literatur sich dahin gehend verändert, dass Schriftstellerinnen enorme Erfolge erzielen können und sich Marklund selbst erfolgreich als „attraktive Blondine“ inszeniert und vermarktet (S. 70). Die von Marklund dargestellte und so rezipierte Powerfrau sei ein neues Phänomen. Dennoch gebe es die „unbewussten, verinnerlichten Strukturen von Gender-Codes“ (S. 72), die sich auch in der Literaturrezeption niederschlagen.

Die Ergebnisse von Frischs Studie, die vermutlich auch in einem längeren Aufsatz Platz gefunden hätten, sind wenig überraschend. Frischs Hinweis darauf, dass trotz der Anerkennung des großen Erfolgs von Schriftstellerinnen die traditionelle Beurteilung des Schreibens von Frauen Bestand hat, ist zweifellos sehr wichtig, und der Zusammenhang zwischen Geschlecht, Literatur und Rezeption nach wie vor ein aktuelles Thema. Indem Frisch ihr Material nur auf den Unterschied Mann vs. Frau hin unter-

sucht und den Fokus dabei auf die Abwertung von Schriftstellerinnen legt, besteht allerdings die Gefahr des Festschreibens einer Geschlechterordnung, die, wie Frisch nur kurz erwähnt, bereits Brüche und Überschreitungen aufweist (S. 73). Neben der von ihr nachgewiesenen tendenziellen Trivialisierung von Schriftstellerinnen kommt die Konstruktion männlicher Autor-schaft, die Konstruktion eines Zusammenhangs zwischen Männlichkeit und Schreiben, die der Ausgrenzung von Frauen zugrunde liegt, etwas zu kurz. Die ProtagonistInnen Annika Bengtzon und Kurt Wallander weisen beide nicht mehr eindeutig „weibliche“ oder „männliche“ Eigenschaften auf; Bengtzon ist eher „hard-boiled“ als der grüblerische und leidende Wallander. Obwohl der Hinweis wichtig ist, dass Geschlechter- und Machtordnungen z. B. durch Begriffe wie „Powerfrau“ verschleiert werden können, droht Frisch hier einen Schritt rückwärts zu machen, wenn sie von einem „femininen Touch“ eines Brigitte-Artikels über Mankell spricht (S. 57) oder ihre These über die Rezeption Liza Marklunds, „Frau-Sein“ würde „immer noch als etwas vom Normalstatus Abweichendes behandelt“ (S. 37), nicht näher begründet. Trotz der unterschiedlichen Beurteilung ist nämlich nicht mehr klar, was hier „normal“ ist. Der Einwand, ob Mankell und Marklund auf die-

Rezensionen

se Weise überhaupt zu vergleichen seien und den Frisch in ihrer Schlussbemerkung mit Verweis auf ihren rezeptions-theoretischen Ansatz von sich weist, scheint berechtigt. Eine gleichzeitige Analyse der Romane hätte die Ge-

schlechterordnung, die Frisch durch eine Reduktion der AutorInnen auf ihr Mann- bzw. Frau-Sein festlegt, vermutlich nu-anciert.

Lill-Ann Körber (Berlin)

Alexander Trunk, Ari-Matti Nuutila und Vytautas Nekrošius (Hgg.): *Schiedsgerichtsbarkeit und andere Formen alternativer Streitbeilegung. Erfahrungen und Tendenzen im Ostseeraum*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2006, 162 S.

Die politischen Veränderungen im östlichen Teil des Ostseeraums, das Ende des Kalten Krieges und die dadurch vertiefte Integration Europas, der Europäische Binnenmarkt und die Wirtschafts- und Währungsunion stellen nicht nur eine politische Herausforderung dar, sondern bringen auch die Chance für den Ausbau der bereits bestehenden Handelsbeziehungen mit sich. Die Handelsbeziehungen haben die nationalen, internationalen und gemeinschaftsrechtlichen Rechtsgrundlagen zu berücksichtigen. Damit einher geht die Frage der Konfliktlösung. Im Ostseeraum gibt es hierfür keine Rechtseinheitlichkeit, sondern es werden drei Rechtskulturen vertreten: der deutsche Rechtskreis durch Deutschland, der nordische Rechtskreis durch die nordischen Staaten und der (vorübergehende) Rechtskreis der transitorischen Rechtssysteme durch die Reformstaaten. Die Schiedsgerichtsbarkeit als eine Alternative zur staatlichen Gerichtsbarkeit ist eine sehr alte Form, Handelsstreitigkeiten zu lösen. In der ursprünglichen Form ist sie vermutlich so alt wie der Handel selbst. Potentiell enthält jeder Handel Streitpunkte, allgemein wird daher angenom-

men, dass mit zunehmender Handelstätigkeit ebenso die Branche der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit wächst. Im internationalen Handelsverkehr suchen die Parteien ein vertrautes, verlässliches und durchsetzbares Streitbeilegungssystem. Das ausländische staatliche Gericht kann für die Parteien aufgrund ihrer Unvertrautheit mit den ausländischen Gerichtsverfahren, dem anzuwendenden Recht und der Mentalität des Gerichts ein sehr fremdes und auch unakzeptables sein. Im Rahmen eines Schiedsgerichtsverfahrens vermeiden die Parteien die Eigenwilligkeiten der staatlichen Gerichtsbarkeit und vereinbaren für beide Parteien akzeptable grundlegende Elemente für das Verfahren.

Im Rahmen des Kooperationsnetzwerkes *Recht im Ostseeraum – Law in the Baltic Sea Area* fand im Juli 2003 an der Universität in Kiel die Konferenz zum Thema „Alternative Streitbeilegung im Ostseeraum“ statt. Der dazugehörige Tagungsband *Schiedsgerichtsbarkeit und andere Formen alternativer Streitbeilegung – Erfahrungen und Tendenzen im Ostseeraum* erschien 2006 und knüpft thematisch an

die ebenfalls im Rahmen des Kooperationsnetzwerkes im Jahr zuvor durchgeführte Konferenz *Rechts- und Amtshilfe im Ostseeraum – Judicial and Administrative Assistance in the Baltic Sea Area* an. Der Band enthält Konferenzbeiträge, die aus verschiedenen Blickwinkeln die Schiedsgerichtsbarkeit und Mediation für das Zivilrecht, das öffentliche Recht und das Strafrecht darstellen.

Für den Bereich des Zivilrechts werden neben einem allgemeinen Überblick der Schiedsgerichtsbarkeit und Schlichtung im Ostseeraum (Trunk) sowohl die rechtlichen Grundlagen der Schiedsgerichtsbarkeit in Russland (Boguslavskij und Lissitsyn-Svetlanov) und in Dänemark (Lindencrone Petersen) als auch die einzelnen Problemkreise im Hinblick auf die Anerkennung und Vollstreckung ausländischer Schiedssprüche in Russland (Karabelnikov) und in Schweden (Söderlund) dargestellt. Die Grundlage für die Rechtseinheitlichkeit in der internationalen Handelsschiedsgerichtsbarkeit bietet das UNCITRAL-Modellgesetz. Mit diesem Modellgesetz wird den nationalen Gesetzgebern ein geschlossenes Regelwerk an die Hand gegeben, welches unproblematisch in nationales Recht übernommen werden kann. Im Ostseeraum haben einige Länder dieses Modellgesetz weitgehend wortgetreu übernommen, andere haben es mehr oder weniger als Inspirati-

onsquelle genutzt. Neben einem verlässlichen suchen die am Streit beteiligten Parteien auch ein durchsetzbares Streitbeilegungssystem, denn die Fragen der Anerkennung und Vollstreckung eines ausländischen Schiedsspruchs sind für die Parteien von besonderer Bedeutung. Ein Schiedsspruch allein ist noch nicht befriedigend. Der klagenden Partei nützt es sehr wenig, wenn der Schiedsspruch in dem Land, in dem die Anerkennung und Vollstreckung nachgesucht wird, nicht anerkannt oder vollstreckt wird. In diesen Fällen ist der Schiedsspruch nicht mehr wert als das Papier, auf dem er steht. Der (hohe) Kosten- und Zeitaufwand eines Schiedsgerichtsverfahrens lässt sich nur dann rechtfertigen, wenn der Schiedsspruch mit einer gewissen Verlässlichkeit auch durchgesetzt werden kann. Im Ostseeraum ist die Rechtssicherheit auf Grundlage des New Yorker Übereinkommens über die Anerkennung und Vollstreckung ausländischer Schiedssprüche von 1958 weitgehend hergestellt, denn alle Ostseeanrainer haben dieses Übereinkommen ratifiziert. Aber auch hierbei ist die Frage der Rechtssicherheit nicht nur eine Frage der tatsächlich bestehenden Regelungen, sondern, wie Karabelnikov in seinem Beitrag anschaulich darstellt, auch die der Rechtsanwendung durch die Richter.

Einen Sonderbereich der Schiedsgerichtsbarkeit enthält der Beitrag über die

elektronischen Schiedsgerichte (Freise). Neben einem kurzen Überblick und der Darstellung des Berliner Projekts *Internationales Online Schiedsgericht* werden einzelne Problemstellungen wie der Datenschutz und Formfragen der „Online Schiedsgerichtsbarkeit“ beleuchtet.

Ein weiterer Teil enthält Beiträge zur Mediation in Schleswig-Holstein (Weinberg) und in Russland (Jarkov). In Schleswig-Holstein hat bei Gericht und Behörden ein Umdenkprozess begonnen; Mediation ist dort in aller Munde. Nachdem die Justiz in Niedersachsen erfolgreich ihr Projekt „gerichtsnahe“ Mediation abgeschlossen hat, hat sich die ordentliche Gerichtsbarkeit der schleswig-holsteinischen Justiz entschlossen, am Oberlandesgericht Schleswig, an den Landgerichten Flensburg, Itzehoe, Kiel und Lübeck sowie an einzelnen Amtsgerichten die gerichtliche Mediation einzuführen. In Russland ist diese Form der alternativen Streitbeilegung wenig verbreitet und findet sich auch nur sehr vereinzelt in der Rechtsprechung und in den Rechtsgrundlagen wieder.

Der zweite Teil des Tagungsbandes widmet sich der Schiedsgerichtsbarkeit und

Mediation im öffentlichen Recht und Strafrecht. Neben der Darstellung der Sportschiedsgerichtsbarkeit (Nolte), die aufgrund der Verrechtlichung des Sports immer mehr an Bedeutung zunimmt, berichtet Wilke über die ersten Erfahrungen der Richter Ortloff und Niewisch-Lennartz am Verwaltungsgericht in Berlin und Hannover mit der Mediation im Verwaltungsprozess. Für den Bereich des Strafrechts geben Nuutila, Hoyer und Baranskaitė einen Überblick zum außegerichtlichen Täter-Opfer-Ausgleich in Finnland, Deutschland und Litauen. Hoyer führt dabei kurz in die Reform des deutschen Sanktionsrechts ein und berichtet u. a. von zwei mutigen und phantasievollen Diversionsprojekten für jugendliche Straftäter in Schleswig-Holstein und in Bayern.

Der Tagungsband gibt einen cursorischen und punktuellen Überblick zu alternativen Formen der Streitbeilegung, wobei mit Blick auf den Untertitel des Tagungsbandes und des Konferenzthemas der Bezug zum Ostseeraum mit den Beiträgen zu elektronischen Schiedsgerichten und zur Sportgerichtsbarkeit nicht ganz klar wird.

Petra Zobel (Kiel)

Max Jakobson: *Finland – A Lone Wolf*. Helsinki: Otava 2006, 112 S.

Rechtzeitig zu Beginn der finnischen EU-Ratspräsidentschaft im zweiten Halbjahr 2006 hat Max Jakobson sein neues Buch zur jüngeren finnischen Geschichte und Politik vorgestellt. Es ist eine geglückte Einführung in die wesentlichen Grundzüge der politischen Entwicklung Finnlands vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. „Finland – A Lone Wolf“ ist ein leicht lesbares, aber trotzdem ideenreiches Buch, das ein internationales Publikum im Blick hat.

In sieben Kapiteln schildert Jakobson, der als Berater der Präsidenten Kekkonen, Koivisto und Ahtisaari sowie als finnischer UN-Botschafter die Außenpolitik Finnlands über lange Jahre selbst mitgestaltet hat, die prägenden Elemente der finnischen Geschichte seit 1809. Die Niederlage Schwedens im Krieg gegen Russland und die erzwungene Abtrennung Finnlands vom schwedischen Mutterland wurde von den Zeitgenossen als Katastrophe empfunden. Die Gründung des Großfürstentums Finnland (mit dem russischen Zaren als Oberhaupt) bedeutete jedoch, so Jakobson, ein großes, eher zufälliges Glück für Finnland. Zar Alexander I. war es ernst mit der Aussage, dass „Finnland in den Stand der Nationen erhoben wurde“. Weitgehende Autonomie, ein liberales

Gesellschaftssystem und die Achtung der althergebrachten Rechte legten den Grundstein für eine eigenständige staatliche Entwicklung.

Besonders nach der Gründung eines selbständigen finnischen Staates im Dezember 1917 und einem zerstörerischen Bürgerkrieg musste das Land innenpolitisch neue Antworten finden, um Bürgerliche und Sozialisten, Finnisch- und Schwedischsprachige, Lutheraner und Orthodoxe in einem gemeinsamen finnischen Staat zu versöhnen. Die Grundlage dazu war bereits 1906 mit der Einführung eines weitgehenden demokratischen Systems (als erstem Land Europas einschließlich des Frauenwahlrechts) gelegt worden. Der einigende Widerstand gegen den Überfall durch die Sowjetunion 1939 zeigt, dass dies gelungen war. Das Fehlen einer Unterstützung von außen machte jedoch erneut klar, dass Finnland sich nur auf sich allein verlassen konnte. Trotz großer Gebietsverluste gelang es, einer Einverleibung in den Ostblock nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgreich Widerstand entgegen zu setzen. Die Integration von 400.000 Umsiedlern aus den an die Sowjetunion abgetretenen karelischen Gebieten und die subtile Rücksichtnahme auf Moskau in der Zeit des Kalten

Krieges stellten allerdings neue Herausforderungen für die finnische Nachkriegsgesellschaft dar.

Dennoch hat Finnland, so Jakobson, alle diese Herausforderungen weitgehend aus eigener Anstrengung gemeistert, indem es getragen von einem nationalen Konsens seine Spielräume zwischen den Großmächten realistisch eingeschätzt und ausgenutzt hat. Die im Westen oft kritisierte Politik der „Finnlandisierung“ in der Zeit des Kalten Krieges war nach Jakobson eine erfolgreiche Außenpolitik, die zum Garanten der finnischen Demokratie sowie der politischen und wirtschaftlichen Freiheit wurde. Der KSZE-Prozess mit Unterzeichnung der Schlussakte in Helsinki war vielleicht der sichtbarste Ausdruck dieser Strategie.

Finnland, ein einsamer Wolf? – Der Titel des Buches versucht, die Erfahrungen der finnischen Außenpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts in einem Satz zusammenzufassen. Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und dem EU-Beitritt Finnlands 1995 hat sich die Situation allerdings geändert. Finnische auswärtige Politik ist laut Jakobson nicht mehr wie früher auf Russland fixiert. Man könnte fragen (Jakobson tut dies allerdings nicht in dieser Schärfe), ob die Finnen trotz (oder vielleicht gerade wegen) ihrer selbstbewussten nationalen Identität heute

Mustereuropäer geworden sind. Hat sich der einst einsame Wolf vielleicht zu einem der „Leitwölfe“ europäischer Integration entwickelt? In wichtigen Funktionen Europas, so betont Jakobson, sind Finnen heute entscheidend tätig: Olli Rehn als EU-Erweiterungskommissar, der ehemalige finnische Ministerpräsident Esko Aho als Leiter einer europäischen Expertengruppe für ein innovatives Europa und der ehemalige Staatspräsident Martti Ahtisaari als UN-Sonderbeauftragter für den Kosovo. Als bislang einziges nordisches Land hat Finnland den Euro als Zahlungsmittel eingeführt.

Nach 1999 hatte Finnland im zweiten Halbjahr 2006 die EU-Ratspräsidentschaft zum zweiten Mal übernommen. Regierung und Präsidentin stehen, so Jakobson, vor sehr viel schwierigeren Aufgaben als noch vor sieben Jahren: Die Union ist größer geworden, das Projekt des europäischen Verfassungsvertrags befindet sich in einer schwierigen Phase, und sowohl politisch als auch militärisch werde immer größeres Engagement der Europäer im Rahmen der Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik (GASP) gefordert. Vor zu hohen Erwartungen an die EU-Präsidentschaft solle man sich daher hüten.

Carsten Wilms (Helsinki)

Cornelia Krüger und Frithjof Strauß (Hgg.): *Tango del Norte. Festschrift für Walter Baumgartner*. Greifswald: Lehrstuhl für Nordische Geschichte 2006, 414 S.

Tango des Nordens – bereits der Titel verrät, dass es sich bei diesem Buch nicht um eine ganz gewöhnliche Festschrift handelt. Auch die Titellcollage weist darauf hin, dass es auf den über 400 Seiten nicht nur um Worte und Texte, sondern auch um Noten und Klänge geht. Schließlich ist der hier geehrte Greifswalder Skandinavist Walter Baumgartner, der im Sommer 2006 65 Jahre alt wurde, auch aktiver Musiker. Baumgartners MitarbeiterInnen Cornelia Krüger und Frithjof Strauß haben aus den Beiträgen von 32 Autorinnen und Autoren einen ansehnlichen Band zusammengestellt, in dessen sechs Teilen sich die vielfältigen wissenschaftlichen, musikalischen und sonstigen kulturellen Interessen und Aktivitäten des Jubilars widerspiegeln.

Den ungewöhnlichen Auftakt macht im ersten Teil „Lyrik“ der Schweizer Schriftsteller Beat Brechbühl mit seinem Baumgartner gewidmeten Blues „viel Gemüse. die Sprache“, gefolgt von seinem norwegischen Kollegen Jan-Erik Vold mit dem Gedichtzyklus „Finnmark 1970“.

Helge Vold schließt sich im zweiten Teil über „Walter Baumgartner als Wissen-

schaftler“ mit einer sehr persönlichen, kenntnisreichen Chronik über Walter Baumgartner und Norwegen an, in der er die wissenschaftliche Tätigkeit des Jubilars von der ersten Beschäftigung mit Tarjei Vesaas, der 1976 die Doktorarbeit folgte, bis zu seinen neueren Arbeiten zu Knut Hamsun darstellt.

Die Teile 3 und 4 der Festschrift sind Baumgartners eigenem wissenschaftlichen Feld gewidmet, der Literatur in Nordeuropa. In Teil 3 über den Zeitraum bis 1800 beschäftigt sich Andreas Lombnæs mit Fragen von Zeit, Raum und Genre am Beispiel der *Eyrbyggja saga*. Die Greifswalder KollegInnen Boris Dunsch und Monika Schneikart sind mit Beiträgen zur pommerschen Barocklyrik vertreten.

Im vierten und längsten Teil des Buches zur Literatur in Nordeuropa ab 1800 findet sich eine große Bandbreite an Themen, die solche mit konkreten Berührungspunkten zu Baumgartners eigenen Forschungsinteressen sowie ganz „fremde“ Themen umschließt. Exemplarisch hervorzuheben ist für erstere Gruppe hier Thomas Fechner-Smarslys Untersuchung

des unzuverlässigen Erzählers bei Knut Hamsun, den er auf den Einfluss des Werkes Herman Melvilles zurückführt. Als Beispiel für die zweite Gruppe sei Marko Pantermöllers Untersuchung von Deutschlandbildern in finnischen literarischen Reisereportagen genannt, für die er drei zwischen 1840 und 1995 entstandene Reiseberichte auswertet. Der Aufsatz von Frithjof Strauß über die dänische Sicht auf Ernst Moritz Arndt nimmt insofern eine Sonderstellung zwischen Wissenschaftlichem und Biografischem ein, als er zu Beginn auf die heftige Greifswalder Arndt-Debatte im Jahr 2001 eingeht, an der sich auch Walter Baumgartner beteiligte.

Ähnlich breit gefächert wie der vierte ist der fünfte Teil des Bandes, der Beiträge zu Musik und anderen Kunstarten enthält. Das Spektrum reicht von Jens E. Olesens biografischem Artikel über Caspar David Friedrich, in dem er den Einfluss von politischen Umbrüchen und Ideologien auf den Greifswalder Maler untersucht, über Lars Lönnroths Untersuchung von Cornelis Vreeswijks Auffassung und Umsetzung der Werke Carl Michael Bellmans bis hin zum Stimmungsbild der dänischen Jazz-Szene, das Olav Harsløf am Beispiel des Don Redman-Konzerts 1946 in Kopenhagen zeichnet.

Der letzte Teil ist Walter Baumgartners „Kind“, dem Kulturfestival *Nordischer Klang*, gewidmet. Der Fotograf Geert Maciejewski zeigt in einer Fotocollage die Vielfalt mitreißender Momente *on stage*, und die Leiterin des Greifswalder Kulturredaktionsamts, Barbara Resch, berichtet von der Entstehung und Entwicklung der nordischen Kulturwoche, die seit 1991 jedes Jahr im Mai in Greifswald stattfindet und inzwischen internationale Berühmtheit erlangt hat. Dieser Erfolg ist zum großen Teil auch Walter Baumgartners Verdienst, für den er 2004 als erster die Heinrich-Rubenow-Medaille der Hansestadt Greifswald erhielt, ist er doch seit der Gründung 1995 der Vorsitzende des Vereins *Nordischer Klang*.

Hat man dieses liebevoll zusammengestellte und gestaltete Buch, dessen Abschluss das Schriftenverzeichnis Walter Baumgartners bildet, gelesen, weiß man mehr – über Walter Baumgartner, sein Umfeld in Greifswald und anderswo und über viele interessante Themen, die trotz ihrer großen Bandbreite eine Einheit bilden, die die wissenschaftlichen Interessen und Aktivitäten des Geehrten widerspiegelt. Es gebührt also nicht nur Walter Baumgartner ein (nachträglicher) Glückwunsch zum Geburtstag, sondern auch den HerausgeberInnen zu diesem schönen Band.

Rezensionen

Auf der hinteren Umschlagseite ist dann noch ein Foto zu sehen, sicherlich auch aus dem *Nordischer Klang*-Archiv. Ein Stuhl, unbesetzt, das Sakko des Sitzenden hängt über der Lehne. Jemand ist aufgestanden – um zu gehen? Nein, wohl eher, um mal eben selbst mitzujammen. Yeah!

Katrin Hecker (Berlin)